



60 JAHRE STAAT ISRAEL

WER NICHT AN **WUNDER**
GLAUBT, IST KEIN REALIST

THEMENHEFT 2008

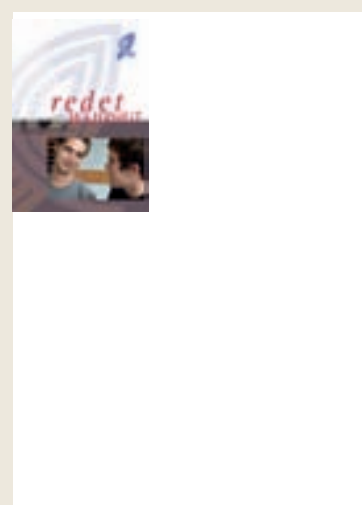
David Ben-Gurion

Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
DEUTSCHER KOORDINIERUNGSRAT E.V.



DIE THEMENHEFTE des Deutschen Koordinierungsrates

Lesen, was Menschen bewegt.
Denken, das uns in Bewegung versetzt.
Handeln, um neue Wege zu bahnen.



Die Themenhefte des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit greifen aktuelle Fragen auf und suchen aus einer christlich-jüdischen Perspektive nach tragfähigen Antworten. Informativ und kritisch, unterhaltsam und anregend wollen sie den Lesern den Stoff zum Nachdenken und Wegweisung zum Handeln geben.

Bitte richten Sie Ihre schriftliche Bestellung an:
Deutscher Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V.
Postfach 14 45 , 61231 Bad Nauheim
oder per e-mail: info@deutscher-koordinierungsrat.de

oder online bestellen unter:
www.deutscher-koordinierungsrat.de



ISRAEL!

60 Jahre nach der Staatsgründung können wir mit Stolz zurückschauen auf das Werk, das wir geschaffen haben, aber auch mit kritischer Betrachtung dessen, was wir zu tun versäumten, und mit Besorgnis über das, was die Zukunft des Landes noch in sich verbirgt.

Die Fotos in diesen Seiten bilden ein spannendes Mosaik von Israel, wie es die Augen der 25 Schüler der WIZO-Leo Baeck Kunstschule des Leo Baeck Erziehungszentrums in Haifa sehen. Unter der Anleitung ihres Lehrers für Fotografie, Arie Lancet, reisten sie kreuz und quer durchs Land auf der Suche nach Wesensmerkmalen des Staates. Es war eine fesselnde Erfahrung; als sie dabei das vielfältige Gewebe unserer Gesellschaft durch die Linse ihrer Kamera entdecken konnten.

Unsere Schüler konzentrierten sich darauf, das Positive hervorzuheben. Dies kommt in ihren Fotografien der multi-kulturellen Stadt Haifa, des pulsierenden, säkularen Lebens von Tel Aviv – der Stadt die niemals schläft – von Jerusalem, der heiligen Stadt, und dem Ausblick aufs Meer sowie dem Sonnenschein in Eilat zum Ausdruck. Auf diesen Seiten werden Sie die verschiedenen menschlichen und äußeren Aspekte von Israel sehen: das Antike und das Neue; das Alte und das Moderne; die ältere und die jüngere Generation, die ihren verschiedenen Beschäftigungen nachgeht.

Auf diesen Seiten finden Sie Funken der Hoffnung, Spuren von Trauer, Nostalgie, Kummer und Heiterkeit, die die komplizierte, turbulente, oft widersprüchliche, aber immer faszinierende Dynamik in Israel ausmacht.

Am 60. Geburtstag des Staates Israel spiegeln diese Fotos die Liebe der Schüler zu ihrem Land wider, und ihren Glauben an – „Liebe Deinen Nächsten, denn er ist wie Du“.

ROSI BEN YAKOV
Leiterin europäische Abteilung Leo Baeck Erziehungszentrum, Haifa



LIEBE LESERINNEN UND LESER,

»Ein Freund erzählte uns, wie er eines Tages in Jerusalem um sechs Uhr in der Frühe zur Tempelmauer, dem heiligsten Ort des jüdischen Volkes, ging und dort einen alten Juden traf, der ihn, den Fremden, ansprach: »Mein Freund, ich halte eine simhah, eine Feier! Komm, feiere mit mir! Trink und iß mit mir!« Er nahm die Einladung an, und als er einige Tage später erneut zur gleichen Zeit zur Klagemauer kam, wurde er in gleicher Weise von eben jenem alten Juden eingeladen. Und so geschah es vier- oder fünfmal. Schließlich konnte unser Freund seine Verwunderung nicht länger zurückhalten und fragte den alten Mann: »Mein Freund, welche Art von Feier, welches Fest ist das? Eine Hochzeit? Welche Feier dauert Woche über Woche an?« Und der alte Jude antwortete: »Ich bin ein Überlebender von Auschwitz. Und ich bin ein Cohen, ein Nachkomme des Priestergeschlechts, und wie du weißt hat ein Cohen die Aufgabe, das Privileg und die Freude, den Segen Gottes für sein Volk mehrmals im Jahr zu besingen. Hier in Jerusalem segnet ER sein Volk jeden Tag. Und seit ich gegen acht Uhr morgens meine Arbeit im Kibbutz beginnen muß, komme ich jeden Tag gegen sechs Uhr hierher, um meiner Aufgabe und meinem Privileg nachzukommen. Das ist meine simhah, mein Fest. Es wird dauern, solange ich lebe.« (Emil Fackenheim)

Eine simhah, eine Freude, ein Fest: In der Tat, dass der Staat Israel seinen 60. Geburtstag feiert, ist zuerst und vor allem eine simhah, eine Freude, ein Fest! Mazel Tov, Israel! Und wir – Nicht-Israelis, Nicht-Juden, Deutsche und Christen – nehmen dankbar an diesem Fest und dieser Freude teil.

Als der Vorstand des DKR dieses Jahresthema wählte und wir vom Redaktionsteam das vorliegende Themenheft konzipierten, war dies ein maßgeblicher Grundgedanke, sich bei dem Stichwort „60 Jahre Staat Israel“ von dem Aspekt der simhah, der Freude und des Festes leiten zu lassen. Also sollte es uns nicht darum gehen, durch die x-te Variante einer Israel-Publikation einmal mehr allein jene Assoziationen zu erwecken, die hierzulande scheinbar die einzigen und dominierenden Assoziationen sind, die bei dem Namen „Israel“ wach werden: Konflikt, Gewalt, Vergeltung, Krieg, Bomben, etc. etc.

Nein, 60 Jahre Staat Israel, das ist weitaus mehr als Nahost-Konflikt und Sperrmauer, weitaus mehr als besetzte Gebiete und fanatische Siedler. Israel, 60 Jahre Staat Israel, das ist auch eine funktionierende Demokratie in einem rundum undemokratischen Umfeld, ist ein funktionierender Rechtsstaat in einem rundum rechtlosen Umfeld, ist eine wirtschaftlich starke Kraft mit einer führenden Rolle in den modernen Technologien, ist eine multikulturelle Gesellschaft, der die Integration von Hunderttausenden von Menschen dutzender Herkunftsländer gelungen ist, ohne massive soziale Verwerfungen hervorzurufen, ist eine kulturell blühende und lebendige Gesellschaft, deren Kreativität in Musik, Tanz, Literatur und Film leider nur all zu wenig in Europa bekannt ist.

Letztlich ist Israel, sind 60 Jahre Staat Israel, auch ein „Wunder“, weil es für viele Juden (und nicht nur für Juden) ein Wunder war, dass fast 2000 Jahre nach der Zerstörung des Tempels und der Zerstreuung des Volkes wieder ein Staat mit dem Namen Israel entstand. Ein Wunder, dass scheinbar unbewohnbare Gebiete zu Kornkammern wurden, ein Wunder, dass die Wüste zum Blühen gebracht werden konnte, ein Wunder, dass die Sprache, das Hebräische, aus den Ghettos und Büchern wieder hinaus auf die Straße und hinein in die Häuser gewandert ist.

„Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist“: 60 Jahre Staat Israel haben uns gezeigt, wie realistisch es sein kann, an Wunder zu glauben – und wie wundervoll es manchmal sein kann, ein Realist zu sein!

Die Beiträge dieses Heftes wollen ein paar der Facetten dieses sechzigjährigen Wunders auffächern, um Errungenschaften und Versäumnisse, Erreichtes und Bedrohtes, Vergangenes und Zukünftiges – nicht zuletzt im Kontext unseres christlich-jüdischen und deutsch-israelischen Verhältnisses – zu bedenken.

Eva Schulz-Jander, Christoph Münz, Rudolf W. Sirsch

Das Redaktionsteam
Eva Schulz-Jander, Hans Maaß, Christoph Münz, Rudolf W. Sirsch



INHALT

4 EDITORIAL

Israel: Blickpunkt Gesellschaft und Politik

- 6 Unabhängigkeitserklärung
- 7 **MICHA BRUMLIK:** Israel: Staat aller seiner Bürger!
- 10 **KATHRIN LUDWIG:** Israel im Herzen
- 12 **JÖRG BREMER:** Israelische Erfahrungen
- 14 **NATASCHA FREUNDEL:** Der Mönch und die Armee
- 16 **JOHANNES GERSTER:** Israel ist anders
- 19 **HANS MAAß:** Theodor Herzls Vision von „Altneuland“
- 22 **GIL YARON:** Die heilige Stadt Jerusalem
- 25 **JACQUES UNGAR:** Israels beschwerlicher Weg in die Normalität

Israel: Blickpunkt Theologie und Philosophie

- 27 **ELSE LASKER-SCHÜLER:** „Jerusalem“
- 28 **HANS MAAß:** Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist
- 30 **YAAKOV LOZOWICK:** Wie kann Krieg moralisch verteidigt werden? Wie nicht?
- 34 **RAINER KAMPLING:** Theologische Hintergründe und Probleme im Prozess der Anerkennung des Staates Israel durch den Heiligen Stuhl
- 38 **FRANK CRÜSEMANN:** 60 Jahre Kirche und Staat Israel
- 41 **HANS MAAß:** Ein Land und zwei Völker – Martin Bubers zionistische Idee
- 42 **KATJA KRIENER:** „Die Geschichte verlief nicht nach unseren Träumen“
60 Jahre Staat Israel – Widersprüchliches zu einem vielschichtigen Thema

Israel: Bildung und Erziehung

- 45 **RABBI HILLEL:** „Ein Ungebildeter ...“
- 46 **BARBARA MEIER:** Eine andere Verantwortung
- 49 **LOTHAR BAIER:** Befangene Reise, einnehmendes Land
- 50 **GUNTRAM VESPER:** Das Atmen der Bilder
- 51 **STEFANIE LEUENBERGER:** Ortsverschiebungen – Jerusalem in der deutsch-jüdischen Literatur

Blickpunkt: Deutschland

- 53 **WILHELM BRUNNER:** „Alt ist die Sprache ...“
- 54 **WALTRAUD MANN:** Der „Lyris-Kreis“
- 54 **LYRIS-GEDICHTE:** Das Grab / Tollen im Neuschnee
- 55 **IGAL AVIDAN:** Warum bin ich nach Deutschland gekommen, und was hat sich in meinen Einstellungen verändert
- 57 **ELDAD BECK:** Der Weg nach Deutschland
- 59 **EMILY KUCK:** Gedanken über Deutschland
- 60 **GUY BAND:** Ein Israeli berichtet über seine Erfahrungen in Deutschland

62 **JACQUES UNGAR:** Interview mit Stef Wertheimer

65 Andrea Sonnen, GCJZ Düsseldorf

Weitere Schriften zum Nachlesen finden Sie auf den Internetseiten des Deutschen Koordinierungsrates: www.deutscher-koordinierungsrat.de

MICHAEL WOLFFSOHN: David Ben-Gurion

GRISHAN ALROI ARLOSER: Deutschland und Israel aus israelischer Sicht

HANS MAAß: Uneingeschränktes Ja zum Staat Israel

ARMIN A. WALLAS: Das Gestern liegt in Scherben

UNABHÄNGIGKEITS- ERKLÄRUNG

Die Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel verkündet in Tel Aviv am 14. Mai 1948 (5. Ijar 5708)

Im Lande Israel entstand das jüdische Volk. Hier prägte sich sein geistiges, religiöses und politisches Wesen. Hier lebte es frei und unabhängig. Hier schuf es eine nationale und universelle Kultur und schenkte der Welt das Ewige Buch der Bücher.

Durch Gewalt vertrieben, blieb das jüdische Volk auch in der Verbannung seiner Heimat in Treue verbunden. Nie wich seine Hoffnung. Nie verstummte sein Gebet um Heimkehr und Freiheit.

Beseelt von der Kraft der Geschichte und Überlieferung, suchten Juden aller Generationen in ihrem alten Lande wieder Fuß zu fassen. Im Laufe der letzten Jahrzehnte kamen sie in großen Scharen. Pioniere, Verteidiger und Einwanderer, die trotz der Blockade den Weg in das Land unternahmen, erweckten Einöden zur Blüte, belebten aufs neue die hebräische Sprache, bauten Dörfer und Städte und errichteten eine stets wachsende Gemeinschaft mit eigener Wirtschaft und Kultur, die nach Frieden strebte, aber sich auch zu schützen wußte, die allen im Lande die Segnungen des Fortschritts brachte und sich vollkommene Unabhängigkeit zum Ziel setzte.

Im Jahre 1897 trat der erste Zionistenkongreß zusammen. Er folgte dem Rufe Dr. Theodor Herzls, dem Seher des jüdischen Staates, und verkündete das Recht des jüdischen Volkes auf nationale Erneuerung in seinem Lande.

Dieses Recht wurde am 2. November 1917 in der Balfour-Deklaration anerkannt und auch durch das Völkerbundsmandat bestätigt, das der historischen Verbindung des jüdischen Volkes mit dem Lande Israel und seinem Anspruch auf die Wiedererrichtung seiner nationalen Heimstätte internationale Geltung verschaffte.

Die Katastrophe, die in unserer Zeit über das jüdische Volk hereinbrach und in Europa Millionen von Juden vernichtete, bewies unwiderleglich aufs Neue, daß das Problem der jüdischen Heimatlosigkeit durch die Wiederherstellung des jüdischen Staates im Lande Israel gelöst werden muß, in einem Staat, dessen Pforten jedem Juden offenstehen, und der dem jüdischen Volk den Rang einer gleichberechtigten Nation in der Völkerfamilie sichert.

Die Überlebenden des schrecklichen Nazi-Gemetzels in Europa sowie Juden anderer Länder scheuten weder Mühsal noch Gefahren, um nach dem Lande Israel aufzubrechen und ihr Recht auf ein Dasein in Würde und Freiheit und ein Leben redlicher Arbeit in der Heimat durchzusetzen.

Im Zweiten Weltkrieg leistete die jüdische Gemeinschaft im Lande Israel ihren vollen Beitrag zum Kampfe der friedens- und freiheitliebenden Nationen gegen die Nazimächte der Finsternis. Mit dem Blute ihrer Soldaten und ihrem Einsatz für den Sieg erwarb sie das Recht auf Mitwirkung bei der Gründung der Vereinten Nationen.

Am 29. November 1947 faßte die Vollversammlung der Vereinten Nationen einen Beschluß, der die Errichtung eines jüdischen Staates im Lande Israel forderte. Sie rief die Bewohner des Landes auf, ihrerseits zur Durchführung dieses Beschlusses alle nötigen Maßnahmen zu ergreifen. Die damalige Anerkennung der staatlichen Existenzberechtigung des jüdischen Volkes durch die Vereinten Nationen ist unwiderruflich.

Gleich allen anderen Völkern, ist es das natürliche Recht des jüdischen Volkes, seine Geschichte unter eigener Hoheit selbst zu bestimmen.

Demzufolge haben wir, die Mitglieder des Nationalrates, als Vertreter der jüdischen Bevölkerung und der zionistischen Organisation, heute, am letzten Tage des britischen Mandats über Palästina, uns hier eingefunden und verkünden hiermit kraft unseres natürlichen und historischen Rechtes und aufgrund des Beschlusses der Vollversammlung der Vereinten Nationen die Errichtung eines jüdischen Staates im Lande Israel – des Staates Israel.

Wir beschließen, daß vom Augenblick der Beendigung des Mandates, heute um Mitternacht, dem sechsten Tage des Monats Ijar des Jahres 5708, dem 15. Mai 1948, bis zur Amtsübernahme durch verfassungsgemäß zu bestimmende Staatsbehörden, doch nicht später als bis zum 1. Oktober 1948, der Nationalrat als vorläufiger Staatsrat und dessen ausführendes Organ, die Volksverwaltung, als zeitweilige Regierung des jüdischen Staates wirken sollen. Der Name des Staates lautet Israel. Der Staat Israel wird der jüdischen Einwanderung und der Sammlung der Juden im Exil offenstehen.

Er wird sich der Entwicklung des Landes zum Wohle aller seiner Bewohner widmen. Er wird auf Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden im Sinne der Visionen der Propheten Israels gestützt sein. Er wird all seinen Bürgern ohne Unterschied von Religion, Rasse und Geschlecht, soziale und politische Gleichberechtigung verbürgen. Er wird Glaubens- und Gewissensfreiheit, Freiheit der Sprache, Erziehung und Kultur gewährleisten, die Heiligen Stätten unter seinen Schutz nehmen und den Grundsätzen der Charta der Vereinten Nationen treu bleiben.

Der Staat Israel wird bereit sein, mit den Organen und Vertretern der Vereinten Nationen bei der Durchführung des Beschlusses vom 29. November 1947 zusammenzuwirken und sich um die Herstellung der gesamt-palästinensischen Wirtschaftseinheit bemühen.

Wir wenden uns an die Vereinten Nationen mit der Bitte, dem jüdischen Volk beim Aufbau seines Staates Hilfe zu leisten und den Staat Israel in die Völkerfamilie aufzunehmen.

Wir wenden uns – selbst inmitten mörderischer Angriffe, denen wir seit Monaten ausgesetzt sind – an die in Israel lebenden Araber mit dem Aufruf, den Frieden zu wahren und sich aufgrund voller bürgerlicher Gleichberechtigung und entsprechender Vertretung in allen provisorischen und permanenten Organen des Staates an seinem Aufbau zu beteiligen.

Wir bieten allen unseren Nachbarstaaten und ihren Völkern die Hand zum Frieden und guter Nachbarschaft und rufen zur Zusammenarbeit und gegenseitigen Hilfe mit dem selbständigen jüdischen Volk in seiner Heimat auf. Der Staat Israel ist bereit, seinen Beitrag bei gemeinsamen Bemühungen um den Fortschritt des gesamten Nahen Ostens zu leisten.

Unser Ruf ergeht an das jüdische Volk in allen Ländern der Diaspora, uns auf dem Gebiete der Einwanderung und des Aufbaues zu helfen und uns im Streben nach der Erfüllung des Traumes von Generationen – der Erlösung Israels – beizustehen.

Mit Zuversicht auf den Fels Israels setzen wir unsere Namen zum Zeugnis unter diese Erklärung, gegeben in der Sitzung des zeitweiligen Staatsrates auf dem Boden unserer Heimat in der Stadt Tel Aviv.

Heute, am Vorabend des Sabbat, dem 5. Ijar 5708, 14. Mai 1948.

ISRAEL: Staat aller seiner Bürger!

TEXT_MICHA BRUMLIK

I Der Staat Israel und die Demokratie

Bald sechzig Jahre nach seiner Gründung zeigt sich, dass der 1948 gegründete Staat noch immer in zweierlei Form am ungelösten Problem der Existenz arabischer Palästinenser im Kern seines Staatsgebiets und in seinem Verteidigungsrayon laboriert. Dies führt immer wieder und derzeit erneut zu antisemitischen grenzenden Gleichsetzungen Israels mit dem Apartheidstaat Südafrika. Das legte kürzlich ein aktuelles Buch des ehemaligen US-Präsidenten Carter nahe, das eine heftige und bittere Diskussion provozierte. Tatsächlich

herrscht in Israel selbst keine Apartheid – die dort lebenden palästinensischen Nichtjuden genießen bei geringfügiger Diskriminierung gegenüber dem jüdischen Bevölkerungsteil mehr demokratische und Menschenrechte als in sämtlichen anderen Staaten der Region, während umgekehrt die Lage der Palästinenser im besetzten Westjordanland allerdings noch schlechter ist als die der Schwarzen im rassistischen Apartheidstaat Südafrika.¹ Damit ist noch nichts oder nur wenig über den Zustand der Demokratie in den Grenzen von 1967 gesagt – ein Problem, das derzeit die israelische Politikwissenschaft umtreibt. Sie bezeichnet

das gegenwärtige politische System des Staates Israel treffend als „ethnische Demokratie“ und fragt, ob Israel derzeit dabei ist, von einer ethnischen Demokratie zu einer nun wirklich palästinensischen Nichtjuden wesentlich diskriminierenden Ethnokratie mit demokratischen Zügen zu werden.²

Der heute in Israel immer mehr Einfluß gewinnende politische Entwurf sowohl laizistischer Nationalisten als auch orthodox-jüdischer Fundamentalisten zielt paradoxerweise auf die Aufhebung des Zionismus und damit auf die wesentliche Form, die die Moderne dem Judentum gegeben hat. Wo der moderne National-



staat, auch noch in seiner romantischen, herkunftsbezogenen Form, auf die souveräne Verfasstheit des Volkes und – bei aller Konflikthaftigkeit – auf die Bestimmtheit seines Territoriums sowie die prinzipielle Gleichwertigkeit aller seiner Bürger setzt, kennen jüdischer Fundamentalismus und säkularer Nationalismus nur noch das Gegenteil all dessen: an die Stelle des demokratisch-souveränen Volkes tritt die jeweils beanspruchte, nicht mehr diskutierbare Souveränität Gottes, an die Stelle eines von seinen Nachbarn anerkannten Territoriums das heilige Land, also das Siedlungsgebiet eines Stammes, an die Stelle eines Staatsvolkes tritt das Volk Gottes.

Diese Entwicklung war seit dem Jahr 1942, als die zionistische Weltorganisation unter dem Schock der ersten Nachrichten über die Massenvernichtung das sog. „Biltmore“ Programm verabschiedete, das die Gründung eines jüdischen Nationalstaats auf dem Territorium ganz Palästinas vorsah, absehbar

II Hannah Arendts Zionismus Kritik

In ihrem zentralen Aufsatz „Zionism reconsidered“ aus dem Herbst 1945 – geschrieben ein halbes Jahr nach der Befreiung der letzten Konzentrationslager und der Kapitulation des Dritten Reiches³ legte Hannah Arendt eine scharfsichtige Prognose zur Entwicklung des geplanten jüdischen Staates vor. Das Europa den Rücken kehrende Beharren der Zionisten auf Palästina erschien ihr damals als nichts anderes denn „die kritiklose Übernahme des Nationalismus in seiner deutschen Version.“⁴ Mit Arendts nationaljüdischer Kritik am politischen Zionismus, die nüchtern den Umstand vermerkt, dass einerseits nur ein Nationalstaat Menschenrechte schützen kann, andererseits aber jeder Nationalstaat Menschenrechte verletzt, erweist sich ihr an einem republikanischen Freiheitsideal orientierter Nationalstaatsbegriff als genaues Gegenteil der auch vom politischen Zionismus bemühten ethnischen Nationalstaatsidee. Die Konsequenz aus dieser Annahme entfaltet Arendt 1945 in einer scharfen Kritik an jenen Resolutionen der Zionistischen Weltorganisation, die diese 1942 in Washington, im sog. Biltmore Programm und dann noch einmal 1944 in Atlantic City verabschiedet hatte. Unter dem Eindruck der Massenvernichtung und des Drängens der aktivistischen politischen Führung des Jischuw, namentlich David Ben-Gurions, hatte sich die Zionistische Organisation dem Ziel verschrieben, ein „freies und demokratisches Gemeinwesen zu errichten, das ganz Palästina ungeteilt und ungeschmälert“ umfassen soll. Arendt stellt fest, dass damit die Zionisten insgesamt die Programmatik der politischen Rechten, der „Revisionisten“ übernommen haben und kritisiert dieses Programm nicht nur seines für sie unverhohlenen Nationalismus, sondern vor allem seiner (außen)politischen Konsequenzen wegen: „Der Nationalismus ist schon schlimm genug, wenn er auf nichts anderes als die rohe Stärke der Nation baut. Sicherlich schlimmer ist aber ein Nationalismus, der notwendigerweise und

eingestandermaßen von der Stärke einer fremden Nation abhängig ist. Dieses Schicksal droht dem jüdischen Nationalismus und dem vorgesehenen jüdischen Staat, der unvermeidlich von arabischen Staaten und arabischen Völkern umgeben sein wird. Selbst eine jüdische Mehrheit in Palästina“ die tatsächlich im Herbst 1945 demographisch in keiner Weise absehbar war, so folgert Arendt weiter „ja, sogar eine Umsiedlung aller palästinensischen Araber, die von den Revisionisten offen gefordert wird, würde nichts grundlegendes an einer Situation ändern, in der die Juden entweder eine auswärtige Macht um Schutz gegen ihre Nachbarn ersuchen oder eine wirksame Verständigung mit ihren Nachbarn erreichen müssen.“⁵ In ihren – von heute aus gesehen – nicht nur prophetischen, sondern sogar prognostischen Warnungen schreckt sie nicht einmal davor zurück, eine durch die zionistische Staatsgründung verursachte Zunahme des Antisemitismus in der Region vorherzusagen. Dass es überhaupt so weit wie im Biltmore Programm kommen konnte, liegt nach ihrer Meinung daran, dass der Mehrheitszionismus, anders als die Revisionisten, sich geweigert hätten, die wesentlichen Fragen des Projekts zu erörtern und unter „Zionismus“ jede Beliebigkeit zuzulassen. Diese Kritik trifft auch und gerade die sozialistischen Zionisten als Vertreter des einen Zweiges der zionistischen Bewegung, die „durch zwei typische politische Ideologien des europäischen 19. Jahrhunderts ins Leben gerufen wurde: durch Sozialismus und Nationalismus.“⁶ In dem für sie typischen, später die assimilierten Juden aber auch die Judenräte verurteilenden und abkanzelnden Stil, verkündet sie dem sozialistischen, kollektiv siedelnden Zionismus der Kibbuzpioniere ihr schärfstes Verdikt: letztlich unpolitisch gewesen zu sein: Die sozialistischen Pioniere – hier sitzt Arendt einer Fehleinschätzung auf „haten nicht die leiseste Befürchtung, dass es mit den bereits vorhandenen Einwohnern zu einem nationalen Konflikt kommen könnte ... Nichts konnte besser den völlig unpolitischen Charakter der neuen Bewegung beweisen als diese unschuldige Gedankenlosigkeit. Sie flüchteten sich nach Palästina, so wie sich jemand wünschen mag, sich auf den Mond zu flüchten, wo ihm die böse Welt nichts mehr anhaben kann. Ihren Idealen treu bleibend, richteten sie sich auf dem Mond ein, und dank der ungewöhnlichen Stärke ihres Glaubens gelang es ihnen, kleine Inseln der Vollkommenheit zu schaffen“⁷ Ähnlich ihre Kritik des politischen Zionismus, der – getragen von der „moralischen Aristokratie des westlichen Judentums“⁸, das anders als das östliche in keiner Weise revolutionär gesonnen war – gleichermaßen unpolitisch war: auch für die westlichen Zionisten war Palästina „ein idealer Ort außerhalb der trostlosen Welt, an dem man seine Ideale verwirklichen und eine persönliche Lösung für politi-

sche und soziale Konflikte finden konnte.“⁹ Doch während der sozialistische Zionismus für seine Weltlosigkeit mit Blindheit gegenüber der arabischen Frage bezahlen musste, hatte der westliche Zionismus als eine bürgerliche Avantgardebewegung einen möglicherweise noch höheren Zoll zu zahlen: einen konstitutiven Mangel an Demokratie und republikanischem Geist. „So traurig es auch für jeden sein muß, der an das Prinzip der Regierung des Volkes und für das Volk glaubt, – Tatsache ist, dass eine politische Geschichte des Zionismus die unter den jüdischen Massen entstandene genuine nationalrevolutionäre Bewegung ohne weiteres übergehen könnte. Die politische Geschichte des Zionismus hat sich vornehmlich mit Kräften zu befassen, die nicht aus dem Volke kamen ...“¹⁰ Mit Ausnahme des von ihr favorisierten französischen Zionisten Bernard Lazare habe kein führender Zionist dem jüdischen Volk die Willenskraft zugetraut, „sich die Freiheit zu erobern statt zur Freiheit gebracht zu werden. Kein offizieller Führer des Zionismus hat es dementsprechend gewagt, mit den revolutionären Kräften in Europa gemeinsame Sache zu machen.“¹¹ Die vermeintliche Weltlosigkeit des sozialistischen Zionismus und die republikanischen Defizite des bürgerlichen Zionismus zeigen nicht nur dessen Versagen in der arabischen Frage an, sondern erklären schon früh, warum diese Bewegung auf die brennenden Zukunftsfragen keine Antwort haben wird. Von alledem – auch das wirkt nicht prophetisch, sondern prognostisch – werde vor allem das us.amerikanische Judentum profitieren, das mit der seit Biltmore akzeptierten, von den Revisionisten artikulierten Annahme von der – in Israel existierenden – hebräischen Nation dort und dem hier – in der Diaspora lebenden – jüdischen Volk zu einem neuen, gestärkten Selbstverständnis finden werde. Im absehbaren Zeitalter des Endes des Nationalstaats jedoch, über dessen Niedergang sogar bei all seinen Fehlern „für Juden nicht der geringste Grund zu jubeln“¹² bestehe, werde es als künftige Formen politischer Vergemeinschaftung nur noch Imperien oder Föderationen geben. Während die Föderationslösung den Juden und anderen kleinen Völkern immerhin eine kleine Überlebenschance einräumen würde, werde jede imperialistische Lösung „als Ersatz für den überlebten Nationalismus, der einst die Menschen in Bewegung setzte, imperialistische Leidenschaften“ schüren werde. „Der Himmel“ so Arendts Kassandrarauf „möge uns beistehen, wenn das eintritt.“¹³

Liest man Arendts Aufsatz heute, so fällt auf, dass auch sie bei aller Schärfe der Kritik und all ihrem Eintreten für ein republikanisches Ideal jedenfalls nicht deutlich genug herausgestellt hat, dass zu dem Volk des zu gründenden Staates eine damals noch unbestimmte und unbestimmbare Anzahl

von Nichtjuden gehören würde – Arendt selbst trat damals für eine föderative Lösung ein. Da aber der jüdische Staat 1948 als integraler Nationalstaat gegründet wurde, konnte die Lage der palästinensischen Minderheit, die trotz Flucht und Vertreibung im Lande blieb, nicht anders als prekär bleiben. Ist dies aus der Perspektive eines normativen, wenngleich nicht fundamentalistischen Judentums hinnehmbar?

III David Novak und die zionistische Herausforderung

Der als einer der Nachfolger Emil Fackenheim an der University of Toronto lehrende konservative Religionsphilosoph David Novak behandelt die zionistische Herausforderung – Nation, Territorium und Land Israel – aus der Mitte rabbinischen Denkens mit den Mitteln einer nüchtern argumentierenden Philosophie. Land ist demnach lediglich eine kommerzielle Größe, die für eine maximale Zeit von 49 Jahren – bis zum nächsten Jubeljahr – zugesprochen werden kann. Die einschlägige Passage der Tora ist keine andere als jene, auf die sich auch Rosenzweig bezogen hat: „Denn das Land soll nicht auf Dauer verkauft werden; da die Erde mein ist, seid ihr mir Fremde und Beiwohner.“ (Leviticus 25:23) ein Rechtssatz, der auch durch die Psalmen bestätigt wird, nach denen die Erde und was sie erfüllt, der Erdkreis und die ihn bewohnen, Gottes sind. (Ps 24,1) Psalm 115,16 unterstreicht, dass die Erde den Menschen gegeben worden ist. Aus Novaks bundestheologischer Sicht gilt dann: Anders als die Erwählung des Volkes Israel, die nach biblischer und rabbinischer Lehre unbedingt und daher sowohl seitens Israels als auch Gottes unkündbar ist, „muß die Gegenwart des jüdischen Volkes im Land Israel als kontingenter Gegenstand angesehen werden.“¹⁴ Deshalb, so die geschichtsphilosophische Schlussfolgerung, konnte das jüdische Volk in seiner Identität auch im Exil intakt bleiben, was ohne den unkündbaren Bund der Tora unmöglich gewesen wäre. In Verbindung mit dem in Exodus 23,9 artikulierten Prinzip „Du sollst den fremden Beiwohner nicht bedrängen, da du das Leben des Fremden kennst und selbst ein Fremder warst im Lande Ägypten“ lassen diese Passagen der Tora nur einen Schluß zu: „Thus the Land of Israel is not to be a place that is ever 'ethnically cleansed'“¹⁵ Die Abweisung aller auch von gemäßigten Zionisten gelegentlich erwogenen „Transfer“erwägungen ist damit der – jedenfalls biblische – Boden entzogen, so dass sich dann die Frage nach der Möglichkeit des Zusammenlebens verschiedener Völker im Lande Israel stellt. Dann aber kann unter Bedingungen der Moderne nur folgendes gelten: Wenn der Staat Israel ein demokratisches, säkulares Gemeinwesen ist, dann sollte es keine ethnischen oder religiösen Unterschiede zwischen der einen oder anderen Gruppe israelischer Bür-

ger geben – eine Konsequenz, die zum Verlust des jüdischen Charakters des Staates führen würde. Wenn aber umgekehrt der Staat ein Staat sein sollte, der dem jüdischen Recht unterliegt, dann sollten die einzigen voll berechtigten Staatsbürger jene sein, die freiwillig unter diesem Gesetz leben wollen.

Nicht anders als Hermann Cohen ist auch David Novak davon überzeugt, dass die Verpflichtung, unterm Recht – und das heißt in der Moderne: in einem Rechtsstaat – zu leben, ein wesentlicher Bestandteil des Bundes zwischen Gott und Israel ist und einen Weg aus den Dilemmata der zionistischen Staatsgründung weist: „Perhaps, then, the same covenantal thinking, which is the only cogent way I can see, both theologically and politically, for the return of Jewish law in and for a modern nation – state, can lead to a coherent modus vivendi with the other communities who now share life with the Jews within the borders of the greater land of Israel.“¹⁶

Grundsätzlich muß daher gelten, dass der Staat Israel sowohl nach den Prinzipien der Tora als auch nach den Kriterien moderner Verfassungsstaaten ein substantiell jüdischer Staat nicht sein kann – denkbar ist allenfalls eine de facto existierende kulturelle und demographische Hegemonie der jüdischen Bevölkerung – in einem ähnlichen Sinne, in dem die Staaten der EU „christliche“ Staaten sind bzw. andere Nationalstaaten – in Spanien die Katalanen, in Italien die Südtiroler – Minderheiten aufweisen, wie sie die palästinensischen Bürger Israels vielleicht einmal sein werden.

IV Schlussbetrachtung

Ein – nach der Geschichte der europäischen Judenfeindschaft, die in einem gewissen Sinne in der nationalsozialistischen Massenvernichtung gipfelte – wesentliches Element des jüdischen Charakters des Staates ist das „Chok ha Schwut“, das in mehreren Zusätzen und Ergänzungen jeder Jüdin und jedem Juden das unmittelbare Anrecht auf die israelische Staatsbürgerschaft verleiht. Erst die Aufhebung dieses spezifisch Juden privilegierten Gesetzes würde den Staat Israel, den nichts daran hindern sollte, ein spezifiziertes Ein-

wanderungs- und auf Fallprüfung hin angelegtes Asylgesetz zu verabschieden, zum Staat aller seiner BürgerInnen werden lassen.

Ein reif gewordenes Diasporajudentum, das aus dem Scheitern des Zionismus und aus dem Scheitern von Rosenzweigs Theorie des Judentums als eines überhistorischen Volkes die Konsequenz gezogen hat, sich gerade als Diaspora Volk auch geschichtlich zu verstehen, ist als ein Schritt auf diesem Wege der Verzicht auf das israelische Rückkehrgesetz abzuverlangen. Gewiss, niemand außerhalb des Staates kann auf seine Gesetzgebung substantiellen Einfluss nehmen, gleichwohl könnte ein Aufgeben dieser Rückversicherung es dem Staat Israel erleichtern, all seine Bürger – seien sie nun Juden oder Nichtjuden – gleich zu behandeln und damit zu einer echten Demokratie zu werden.

¹ J. Lelyfeld, Jimmy Carter and Apartheid, in: The New York Review of Books, 29. March 2007, p.14 f.
² Y. Peled, Von ethnischer Demokratie zur Ethnokratie? – Demographie und Staatsbürgerschaft im heutigen Israel, in: Minerva Institut für deutsche Geschichte (Hg.) Tel Aviver Jahrbuch 2007 für deutsche Geschichte, Göttingen 2007, S.351 – 364
³ Auf deutsch . H. Arendt, Der Zionismus aus heutiger Sicht, in: dies. Die verborgene Tradition, Ffm. 1976, S.127 – 168, hier S.150
⁴ A.a.O.S.159
⁵ A.a.O.S.129
⁶ A.a.O.S.134
⁷ A.a.O.S.135. Lesern, die mit Arendts Werk, zumal ihren frühen Arbeiten über Augustinus vertraut sind, wird die Nähe dieser Argumentation zur frühen Kritik an christlicher Weltflucht auffallen.
⁸ A.a.O.S.143
⁹ A.a.O.S.143
¹⁰ A.a.O.S.141
¹¹
¹² A.a.O. S.165
¹³ A.a.O.
¹⁴ „... The presence of the Jewish people in the land of Israel must be recognized as a contingent matter by them.“ D. Novak, Land and People, in: M. Walzer Ed. Law, Politics and Morality in Judaism, Princeton University Press 2006, p. 62
¹⁵ A.a.O.p. 64 Folglich darf das Land Israel kein Ort sein, der jemals „ethnisch gereinigt“ wird. (Übersetzung ESJ)
¹⁶ A.a.O. p.79/80 Vielleicht also kann das gleiche Bundesdenken, der einzige zwingende Grund, den ich theologisch und politisch für die Wiederkehr des Jüdischen Gesetzes in und für eine moderne Nation, sehen kann, zu einem konsequenten modus vivendi führen mit den anderen Gemeinschaften, die ihr Leben mit den Juden innerhalb der Grenzen des größeren Landes Israel teilen. (Übersetzung ESJ)



FOTO: WERNER LOTT, FRANKFURT/MAIN

Prof. Dr. Micha Brumlik, geboren 1947 in Davos, lebt heute in Frankfurt/Main. Er ist Professor am Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main.



Israel im HERZEN

Schließe ich die Augen und denke an Israel, sehe ich eine tanzende Mensentraube am Strand von Tel Aviv. Die Tänzer halten sich an den Händen, drehen sich im Kreis, lösen die Formation in fantasievollen Schrittfolgen auf. Aus den Augen jedes einzelnen sprüht Lebensfreude.

TEXT_KATHRIN LUDWIG

Ich höre israelische Folklore-Musik. Energiegeladen und sehnsuchtsvoll zugleich. Sie vermischt sich kunstvoll mit dem Lachen der Kinder am Strand, den dumpfen Schlägen der Volleyballspieler auf ihr weißes Leder, dem sanft wogenden Mittelmeer. Ich spüre die Tänzer rasend schnell an mir vorbeiwirbeln. Ihr Klatschen und Stampfen lässt meinen Körper durchzucken. Jeden Sabbat treffen sich die Strand-Tänzer auf einer einfachen Asphalt-Terrasse im Schatten des „Sheraton Hotels“. Seit 20 Jahren. Regen, brütende Hitze, Krieg oder Terror-Gefahr können sie nicht schrecken. Für mich sind sie ein Symbol für Freiheit, Stolz, Toleranz. Ich sehe in ihnen mein Israel. Tel Aviv, die „Weiße Stadt“ am Mittelmeer, war für mich sechs Monate Heimat auf Zeit. Dem alltäglichen Wahnsinn des Nahost-Konflikts auf der Spur zu sein: Herausforderung und unbezahlbare Erfahrung zugleich. Erste Eindrücke: Die Metropole, die im nächsten Jahr 100 wird, ist in die Jahre gekommen. Sie ist ergraut. Fassaden bröckeln. In den Seitenstraßen dösen Katzen auf den Motorhauben parkender Autos träge

vor sich hin, lassen sich von den Großstadthunden anknurren, wagen ab und an einen Satz in den am Straßenrand abgestellten Müll. Auf den Bürgersteigen versperren große, quadratische Metallkäfige gefüllt mit leeren Plastikflaschen den Weg. Knallorange Lotto-Buden locken mit dem großen Geldsegen. Hinter den Schuhkarton-Häusern im Bauhaus-Stil schrauben sich spiegelblanke Wolkenkratzer in die Höhe. Zu ihren Füßen schieben sich hupende Autos über die verstopften Boulevards. Großstädter schreien in ihre Handys, rempeln, schupsen, drängeln sich rücksichtslos vor. Als „Lebensgier“, hat eine israelische Freundin mir später den Puls der Stadt, den nicht klein zu kriegenden Elan ihrer Einwohner, erklärt.

Tel Aviv ist keine Schönheit. Trotzdem hat die Stadt im Sturm mein Herz erobert. Nicht wegen ihrer Eleganz oder architektonischen Raffinesse. Nein, wegen der Menschen, denen ich begegnete und ihrer einzigartigen Geschichten.

Ausgangspunkt für meine Streifzüge durchs Heilige Land: Der Zentrale Busbahnhof in Tel Aviv. Ein unübersichtlicher Moloch. Auf sieben Etagen kleben Billig-Boutiquen an Fastfood-Restaurants, quetschen sich Stände mit Modeschmuck, Parfüm und Plastik-Spielzeug neben CD-Geschäfte mit laut wummernder Techno-Musik. Die meisten Menschen auf den trägen Rolltreppen und in den labyrinthartigen Gängen haben nur eins im Sinn: Nichts wie weg hier. Mit dem Bus nach Eilat, Tiberias, Jerusalem.

Mein erster Ausflug führt mich in den Kibbuz Kfar Azza in der nordwestlichen Negev. Ralph, ein Reiseführer, den ich auf meiner ersten Israel-Tour kennen gelernt habe, holt mich von der Bushaltestelle ab. Um mich herum: Staub und Soldaten. Ich werde gemustert. Ins Grenzgebiet zum Gaza-Streifen verirrt sich kein Tourist. Auf den ersten Blick wirkt im Kibbuz alles paradiesisch: Palmen säumen die gepflegten Straßen, in den Gärten wachsen Bananen, Walnüsse, Papaya und Avocado. „Eigentlich ist es hier sehr idyllisch“, sagt Ralph. Eigentlich – wären da nicht die Raketen-Angriffe von radikalen Palästinensern aus dem Gaza-Streifen. 15 Sekunden bleiben den Kibbuznik, wenn die Warnung „Zewa Adom“ (hebr. „Rote Farbe“) aus dem Lautsprecher des Kibbuz ertönt.

15 Sekunden, um aus dem Bett zu springen, sich etwas überzuziehen, in den nächsten Schutzkeller zu hetzen. „Aber das macht hier schon lange niemand mehr. Es ist merkwürdig, wie schnell sich Menschen an Dinge gewöhnen“, sagt Ralphs Frau, Sozialarbeiterin Barbara. Vorm Einschlafen muss ich an die 1,50 Meter große Kassam denken, die vor ein paar Wochen im Kibbuz eingeschlagen ist. Die Kibbuznik haben sie verwahrt und ein Kondom an den Raketen-Kopf gehängt. „Make love, not war“, hat Ralph mir erklärt. Der israelische Humor – er scheint unerschütterlich zu sein.

Pünktlich zu Jom Kippur bin ich zurück in Tel Aviv. Religiöse Juden bitten am höchsten Feiertag des jüdischen Kalenders Gott um die Vergebung ihrer Sünden. Das öffentliche Leben steht still. Keine Flugzeuge, keine Busse, keine Bahnen. Die Fernsehkanäle senden Standbilder. Dafür: Vogelgezwitscher in der „Stadt, die niemals Pause macht“. Zum ersten Mal spüre ich, wie die Religion den israelischen Alltag prägt. Zum ersten Mal spüre ich, dass man in Israel niemals lange alleine bleibt. Mein Nachbar Rani lädt mich zum Abendessen mit seinen Freunden ein. Bei Humus, Salat und Burekas lerne ich Schauspielerin Ofrit kennen. Sie hat nach neun Jahren Künstlerleben in New York der US-Metropole den Rücken gekehrt. Sie erzählt: „Natürlich gibt es viel an Israel zu kritisieren. Ich wurde im Ausland wegen der Politik unseres Landes oft angefeindet. Aber in Israel zählt das ‚Wir‘. Meine Eltern haben für dieses Land gekämpft. Nur hier möchte ich eine Familie gründen, meine Kinder aufwachsen sehen.“ Eine erste Begegnung mit Patriotismus, der mir als Deutsche fremd ist.

Überhaupt das Deutschsein. Am Anfang meines Aufenthalts graute mir vor der Frage: „Woher kommst Du?“. Bis ich merkte, dass meine Herkunft in Israel kein Problem ist. Im Gegenteil: Berlin entpuppte sich bei vielen meiner Gesprächspartner als beliebtes Reiseziel. „Es gibt keine aufregendere Metropole“, hörte ich von vielen jungen Israelis. Als Brücke zwischen den Kulturen öffnete mir das Deutschsein die Tür zu den „Jeckes“. Von den vielen deutschstämmigen Juden Israels, die ich kennen lernte, haben mich zwei Frauen besonders beeindruckt.



Die Hamburger Journalistin **Kathrin Ludwig**, 27, lebte von Oktober 2006 bis März 2007 in Israel. Sie studierte an der Tel Aviv University Politik, Geschichte und Kultur des Nahen Ostens, absolvierte ein Praktikum beim ZDF und schrieb für welt online ein Tagebuch über den Alltag in Israel. Gefördert wurde ihr Aufenthalt durch das Stipendium „Trialog der Kulturen“ der Herbert-Quandt-Stiftung. * Die Herbert-Quandt-Stiftung vergibt einmal im Jahr das Stipendium „Trialog der Kulturen“ an ausgewählte Nachwuchsjournalisten aus Deutschland, Israel und den Palästinensischen Gebieten. (www.h-quandt-stiftung.de)

Journalistin Alice Schwarz-Gardos traf ich in den Redaktionsräumen der „Israel Nachrichten“. Als wahrscheinlich älteste Chefredakteurin der Welt, gab sie bis zu ihrem Tod im Sommer 2007 die einzige deutschsprachige Tageszeitung Israels heraus. Die deutsche Sprache bezeichnete sie als Fluch und Segen. „Ein Segen, weil sie mir vertraut ist wie keine andere. Ein Fluch in einem Land, in der sie nicht die Landessprache ist. Man lebt wie auf einer Insel, sehr eingeschränkt abseits des großen Flusses.“ Zum Abschied gab sie mir ihre Lebensphilosophie mit auf den Weg. „Immer das halb volle Glas sehen und nicht das halb leere. Das ist in diesem Land besonders wichtig.“

Eine andere Frau mit deutschen Wurzeln vermittelte mir wie keine zweite den israelischen Pioniergeist. Ich traf Orna Porat, die Grande Dame des israelischen Theaters, in ihrem kleinen Haus bei Tel Aviv. Die Lebensgeschichte der gebürtigen Protestantin aus Köln, die aus Liebe nach Israel einwanderte, zum Judentum konvertierte, Hebräisch lernte und zur größten Schauspielerin des Landes wurde, klingt unglaublich. Und ist gleichzeitig eine Geschichte, wie sie nur der Nahe Osten schreiben kann. „Nirgendwo anders auf der Welt sind soviel Intelligenz, Humor und Lebendigkeit vereint wie in Israel“, sagte Orna Porat am Ende unseres zweistündigen Gesprächs mit blitzenden blauen Augen. Israel und die große Schauspielerin – eine märchenhafte Symbiose.

Kurz vor Chanukka, dem jüdischen Lichterfest, reise ich nach Bethlehem. Aber zuerst gilt es den Checkpoint 300 zu passieren. Der Eingang zur Geburtsstadt Jesu – ein unwirtlicher Ort. Ich presse meinen Reisepass gegen die Scheibe der ersten Wachkabine und werde von einer gelangweilten Soldatin durch gewunken. Drehtüren aus Eisen, nackte, endlos lang wirkende Gänge, Kameras und Lautsprecher: Ich bin froh, als ich auf der anderen Seite der Mauer durch einen langen Gitter-schlauch in die vermeidliche Freiheit entlassen werde. Ich besuche Claire und Johnny und ihre Kinder Christy, Andreas, Ariana und Daniel. Das dreistöckige Haus der frommen christlichen Familie lag einst an der pulsierenden Hauptschlag-Ader der Stadt. Aus dem Wohnzimmer blickte die Familie auf Oliven-Bäume. Seit einem Jahr ist das Haus von drei Seiten von einer neuneinhalb Meter hohen Betonmauer umgeben. Nur aus dem oberen Stockwerk ist ein schmaler Streifen des Himmels zu sehen. Alles, weil das Grundstück der Familie 2001 zur Militärzone erklärt wurde. Hätte

sie das nötige Geld, die Familie würde wegziehen. Wie die meisten Christen des Westjordanlands es bereits getan haben. „Unsere Kinder hatten früher viele jüdische Freunde. Heute sehen sie nur noch jüdische Soldaten“, erzählt Johnny. Ein beklemmendes Gespräch, das wenig Hoffnung macht.

Und immer wieder Jerusalem. Obwohl ich während meiner Zeit in Israel oft nach Jerusalem gefahren bin, konnte ich die „Heilige Stadt“ nie richtig begreifen. Ich bin fasziniert von der über 3.000-jährigen Geschichte. Von der einzigartigen Aura. Vom weichen Licht, das die erhabene Stadt immer wieder in anderen sanften Farben schimmern lässt. Aber die Stadt, in der jeder Stein Geschichte atmet, in der mit Religion Politik gemacht wird, in der auf Schritt und Tritt Ignoranz und Missgunst herrschen, schnürt mich ein.

Mein Praktikum beim ZDF beginnt mit dem Tod Teddy Kolleks. Ein Paukenschlag. Der ehemalige Bürgermeister Jerusalems (1965 – 1993) – ein Symbol für die Versöhnung zwischen Juden und Arabern. Mit seinem Tod scheint auch ein wenig von der Hoffnung auf ein friedliches Zusammenleben von Moslems, Christen und Juden in der heiligen Stadt begraben zu werden.

In den nächsten Wochen filme ich in einem „koscheren“ Bus (Frauen müssen getrennt von Männern sitzen) im ultra-orthodoxen Viertel Mea Shearim. Fahre an einem sonnigen Morgen mit Kameramann Chris und Tonmann Moris in Tel Aviv los und stapfe ein paar Stunden später durch den Tiefschnee des „Berg Hermon“ an der syrischen Grenze, um Gebirgsjäger der israelischen Armee bei einem Probe-Manöver zu begleiten. Gerate nach Drehearbeiten in Ramallah mit dem Team zwischen die Fronten. Gummigeschosse fliegen.

Purim, das jüdische Karnevalsfest. Tel Aviv ist im Schwebezustand. Piraten, Prinzessinnen, Cowboys sitzen Gitarre spielend am Strand. Ich sage: „Yalla, Goodbye“. Auf der Fahrt zum Flughafen lasse ich mich zum letzten Mal von einem Taxifahrer mit Fragen löchern. Beobachte zum letzten Mal, das kunterbunte Durcheinander auf den Boulevards der Mittelmeermetropole. „Balagan“ – bedeutet auf Hebräisch „Chaos“. Ich vermisse es schon jetzt.

Ein israelischer Freund gibt mir zum Abschied auf den Weg: „Du hast nur einen ganz kleinen Ausschnitt kennen gelernt. Ein Tropfen im weiten Ozean.“ Dennoch: Wenn ich heute die Fernseh-Nachrichten aus Israel sehe, schließe ich die Augen, denke an die Strand-Tänzer und weiß: Es gibt ein anderes Israel.

ISRAELISCHE Erfahrungen

Bei meinem ersten Besuch in Israel Mitte der siebziger Jahre fuhr ich mit zwei Freunden in einem Cabrio von Haifa nach Tel Aviv auf der Autobahn neben dem Meer - in der Sonne, in diesem wie göttlich gleißenden Licht.

TEXT_JÖRG BREMER

Als ich das nächste Mal nach Israel kam, deutlich älter, suchte ich in Jerusalem Quartier, wartete drei Nächte bis die ersten irakischen Scuds fielen und begann für die Zeitung zu schreiben. Der erste Golfkrieg 1991 wurde zum ersten bitteren Stoff für ungezählte Zeilen in meiner Zeitung, - fast kein Tag ohne eine Meldung. Seitdem hat es Oslo gegeben, aber auch die „zweite Intifada“ und die Selbstmordattentate. Seitdem zog sich Israel aus dem Gazastreifen zurück. Aber die Menschen im Westjordanland werden durch einen Grenzwahl und mehr als 500 Hindernisse und Kontrollpunkte in ihrer Bewegungsfreiheit dramatisch eingeschränkt.

Als meine Familie mit mir zu Beginn unserer Zeit Freunde suchte, wurden die ersten Gespräche noch wenig durch politische Themen belastet. Wir fanden reichlich Kontakt. Wir spielten Tennis, wanderten in der Wüste oder in Galiläa oder sprachen - zum Beispiel - über die Kinder. Zwei meiner drei kamen in Israel zur Welt, aber eine israelische Staatsbürgerschaft, wie das in anderen Staaten angeboten wird, trug man ihnen nie an. Andererseits waren wir erleichtert, dass uns unsere Herkunft aus Deutschland nicht zur Last gelegt wurde. Vielmehr boten Schoah und Nazigräuen Themen, um die Freundschaft auf erstem Grund zu stellen. Die deutsche Herkunft wurde so sonderbar wie zur Chance.

Unser Anfang in Israel war leicht. Wie sollte das auch anders sein bei der damals so offenen Herzlichkeit der Menschen? Mit denselben verwunderten Augen wie einst Else Lasker-Schüler sah ich in der Nacht, wie die Sichel des Mondes auf ihrem Rücken liegt und zum Schaukeln einlädt. Israelis sagen, die ersten Jahre könne man noch den „Chamsin“ ertragen, - diese etwa 50 überhitzten Tage in Frühling und Herbst, wo es in Jerusalem heißer ist als an der Küste. Später würden wir Kopfschmerzen bekommen. Aber auch nach 16 Jahren leide ich nicht am Chamsin. Der erste Golfkrieg ging glimpflich vorüber. Die Hysterie wegen der vermeintlichen Giftgasgefahr beim zweiten hat uns schon nicht mehr berührt. In Israel gibt es immer Politiker, die Angst schüren, um Stimmen zu gewinnen.

Aber bald war die Zeit der Artikel zu historischen Themen, der Berichte über die jüdischen oder muslimischen Feste oder über den Vogelflug im Hula-Tal vorbei. Je intensiver Israelis und Palästinenser nach Frieden suchten, desto brutaler und hartnäckiger gingen dessen Gegner vor. Die bitteren Themen der Politik verdrängten alle anderen. Auf Oslo antworteten die palästinensischen Friedensgegner mit Anschlägen und Selbstmordterror. Freilich begann die Berichterstattung über Leichen im Nahen Osten mit dem Mord an mehreren Dutzend Muslimen durch einen Siedlerarzt im traditionellen „Schrein der Patriarchen“ in Hebron. Auf ihn antwortete Premier Rabin nicht mit der Evakuierung aller Siedler sondern mit der Einschränkung der Bewegungsfreiheit für die arabischen Bürger der Stadt. Rabin erfand auch das wuchernde Netz aus Straßensperren. Rabin ließ sunnitische Terroristen in den Libanon ausweisen, wo sie das Bündnis mit den schiitischen Terroristen der Hizbullah schlossen. Premier Scharon zog statt in offener Übereinkunft mit den Palästinensern und nicht nur mit indirekter Vermittlung Kairos vermeintlich „einseitig“ Siedler und Soldaten aus dem Gazastreifen zurück. Die Terroristen interpretierten dies als Flucht und zielen weiter ihre Kassetten-Raketen auf israelisches Gebiet. In Sderot bangen die Eltern um ihre Kinder in den Schulen.

Israel ist ein lockendes Ziel jeder Reporter-Karriere. Aber je länger man sich in diesem Land aufhält, desto stärker wird das Gefühl, Zeuge eines ständigen Niedergangs zu sein. Die Menschen wurden bitter und wirken heute verschlossen. Viele behaupten, in Israel gebe es „niemals einen langweiligen Moment“. Tatsächlich ist der Niedergang von Friedenshoffnung im Gestrüpp individueller, korrupter Interessen bei schwachen Politikern, bei der nationalistischen Engstirnigkeit von Nationalisten auf beiden Seiten, - die sich immer mehr Gehör verschaffen können, weil beide Gesellschaften insgesamt müde und desengagiert sind -, beklemmend langweilig.

Seit dem Sechstagekrieg 1967 streitet Israel über die Zukunft der seither besetzten Gebiete. Religiös-nationalistische Gründe für einen Verbleib wiegen schwerer als die Einsicht, dass Israel zur Wahrung seiner Demokratie, seiner jüdischen Identität und demographischen Mehrheit so viel palästinensisches Land wie für Israels Sicherheit vertretbar abgeben muss. Während es zunächst keinen Partner auf der arabischen Seite gab, hat sich dies etwa mit dem Jahr 1988 geändert, seit der doppelzüngigen Rede Arafats vor den Vereinten Nationen. Aber der Streit geht weiter. Immer mehr Siedlungen, immer mehr Landraub lassen die Lösungsmöglichkeiten schwinden. Die Zeit arbeitet gegen den Bestand des Staates Israel. Premier Rabin sagte mir einmal, der bilaterale Friedensprozess mit den Palästinensern müsse schnell vorangetrieben werden. Sonst werde daraus ein internationaler Konflikt mit wachsender islamistischer Bedrohung. Tatsächlich sind heute die Regierungen in den meisten Staaten der „Arabischen Liga“ - anders als früher - zum Ausgleich mit Israel bereit; vor allem aber aus der gemeinsamen Furcht vor einem sunnitischen und schiitischen Islamismus, verstärkt durch eine iranische Atombombe. Rabins Befürchtung wurde wahr.

Während viele in der Welt die Nachrichten aus dem Nahen Osten nicht mehr lesen und ertragen können, während manche sogar meinen, man soll eine Nachrichtensperre über die Region verhängen, „damit unter Ausschluss der Öffentlichkeit der Konflikt blutig ausgetragen werden kann“, ordne ich dem Konflikt einen exemplarischen Charakter zu, der Öffentlichkeit verlangt. Wie schon mehrfach in der Geschichte des „Brückenlandes“ zwischen Afrika, Asien und Europa lodert da auch heute ein Konflikt, der stellvertretend für andere Konflikte an anderen Erdteilen gesehen werden kann.

Bekannt ist die „letzte aller Schlachten“ vor Har-magedon aus der „Offenbarung“ des Johannes (16,16). Heute ist Meggido in der Jesreel-Ebene

ein wichtiger Grabungsort für Archäologen und Touristen und ein Symbol. Das Bibelland war als Region an der Peripherie Schauplatz von Auseinandersetzungen mit weit reichender Bedeutung: Jerusalem in Judäa und die historisch bedeutendere Hauptstadt von Israel, Nablus, waren nie so wichtig wie die Zentren: Rom oder Athen, Babylon oder Memphis. Aber hier „am Rand“ erhielt die Bibel ihre Form. In dieser Region entwickelte sich in der Zeit nach dem Fall des Tempels das Judentum und sein Talmud in Abgrenzung zur christlichen Bibel. Hier mußte der Islam Maß nehmen an den beiden älteren Religionen. Jetzt sehen manche im Nahen Osten den Schauplatz für den „clash of civilisations“. Aber hier lockt auch die Beobachtung des Konflikts von Demokratie und Religion im Begriff vom „demokratischen jüdischen Staat“, lässt sich der langsam zunehmende Zwang für den Islam zur Säkularisierung durch Banken und den Markt sowie durch den Eros der emanzipierten Geschlechter beobachten. Gerade hier lässt sich ein allgemeines Phänomen von anderen Orten nachvollziehen, wenn der Staat immer schwächer, aber die gesellschaftliche Gruppierungen in Israel und die „NGOs“ in den palästinensischen Gebieten stärker werden. Am Beispiel Israel lässt sich zeigen, wie die demokratischen Strukturen eines Staates durch das Desinteresse der Mehrheit von ideologischen Gruppierungen ausgebeutet werden. Die Mehrheit will keine Siedler; aber die Minderheit dieser Siedler prägt noch die Politik. Der Gaza-Abzug blieb bisher Ausnahme.

Dabei bleibt die historische Argumentation wahr, wonach einst die Israeliten das Bibelland zwischen Hebron und Nablus beherrschten und ein jüdisches Anrecht auf dies Land besteht. Archäologen sprechen von den Heparai (Hebräern?) aus ägyptischen Texten, die im 12. Jahrhundert vor

Christus als verarmte und vogelfreie kanaanitische Hinterassens in die Berge auswichen. Aber erweckt diese theologische Rechtfertigung nicht die Pflicht zur ethischen Verantwortung für das Volk, das hier seit Jahrhunderten lebt? Wieviele Vorfahren der heutigen Palästinenser waren auch einmal Juden? Stets wurden doch nur die Eliten ins Exil geschickt. Die Massen blieben. Und sollten die Israelis nun wegen der Bibel Tel Aviv, das Land der Philister, am Meer aufgeben? Ich wollte auch als aktiver Protestant in das Heilige Land. Für mich sind diese „Israeliten“ das „auserwählte Volk“, dem nicht zuletzt nach Jahrhunderten der Diaspora und der Schoah durch die deutschen Nazis eine sichere Heimstatt gebührt. Als Protestant fühle ich mich zudem in Jerusalem daheim. Ich stelle Anspruch auf ein Recht auf Teilhabe an der Spiritualität dieser Stadt. - Dazu kam ich auch.

Gleich nach der Ankunft in einem Hotel standen meine Frau und ich auf dem Hotelbalkon mit Blick auf die Altstadt. Es war die „kurze Stunde zwischen Tag und Nacht“, die wir von dem Buchtitel unserer späteren Freundin Angelika Schrobsdorff kannten. Das ist der Moment, wo die Hitze des Tages gebrochen wird durch ein anheimelndes Rot, das nichts verbirgt, aber alle Aggressionen nimmt. Diese kurze Stunde bringt den Augenblick der Versöhnung, den sich Jerusalem jeden Tag gönnt, bevor das kompromisslose Dunkel sturzschnell herein bricht.

Als ich das erste Mal vor dem „Kotel“, der restlichen Stützmauer des Tempels stand, war ich ergriffen. In diese Stimmung kann ich mich heute nicht mehr bringen. Bei dem verstorbenen orthodoxen Philosophen Jeshajau Leibowitz rief die Westmauer „Ekel und Abscheu“ hervor. Das mag zu weit gehen. Aber ist dieser Platz nicht tatsäch-

lich zum Ort des Götzendiensts geworden, weitab von der Würde einer „Religion des Buches“, ein Kultplatz für Besitz und Trotz? Im „Heiligen Land“ wird Gott von vermeintlich Frommen mit den Füßen getreten, und die wirklich Religiösen erschauern in der Stille. Viele Rabbiner, Priester und auch Imame fühlen sich entei-gnet. Religion wird von Politikern missbraucht. Das muss auch offen berichtet werden.

Manche unserer jüdischen Freunde verließen Israel mittlerweile. Es gehen überhaupt mehr Juden als kommen. Viele Palästinenser, die der Oslo-Prozess lockte, gingen wegen der palästinensischen Korruption und Vetternwirtschaft und wegen der israelischen Besatzung wieder in ihre Heimat. Die Übriggebliebenen hier oder auf der anderen Seite der Mauer wollen den Korrespondenten jeweils ganz für sich haben. „Freundschaften“ zerbrechen. Jedes Mitleid mit der einen Seite wird als Verachtung der anderen gesehen. Die Gesellschaften leben voneinander abgekehrt und wir dazwischen. Aggressiv gebärden sich die Lobbies: Internetseiten vermeintlicher Israel-Freunde werfen mir Antisemitismus vor; Araber das Gegenteil. Oft zeigt sich, dass die Kritik auf Unkenntnis beruht, auf einseitiger Unterrichtung. Unwissenheit hat viel mit Desinteresse zu tun. Es geht den Kritikern um die Wahrung eines reinen Bildes von ihrem Land, vielleicht um das schlechte Gewissen, nicht in Israel oder in den palästinensischen Gebieten zu leben. Der Bote wird jedenfalls für seine schlechte Nachricht geprügelt. Damit muss man leben.

Während Israel ohne eine international bestätigte Hauptstadt und ohne eine feste Grenze ist und weiterhin von Feinden - vor allem aus Iran - bedroht wird, frönt Israels Gesellschaft dem Individualismus. In den palästinensischen Gebieten hat wohl der Islamismus eine Mehrheit. Das individuelle Überleben bestimmt den Alltag. Doch die Welt sieht diesen Kreißaal internationaler Probleme fast ungerührt zu. Die amerikanische Regierung moderiert den Konflikt nur sanft mit dem „politischen Quartett“ aus Washington, EU, Moskau und UN. Die Deutschen allein „observieren“. Der Krieg in Nahost ist in vieler Hinsicht exemplarisch. Darum darf man die lodernen Wunde nicht allein den Kriegsparteien überlassen. Der Journalist muss seiner Chronistenpflicht nachkommen. 1991 habe ich mir nicht vorstellen können, wie schwer das ist. Aber ich würde immer wieder kommen.



Dr. Jörg Bremer ist Korrespondent der FAZ für Israel und die palästinensischen Gebiete.





DER MÖNCH und die Armee

TEXT_NATASCHA FREUNDEL

Jerusalem im August 2004. Ein Benediktinerkloster in einem arabischen Vorort der Stadt: Jérôme, der Mönch, von dem mir ein israelischer Freund begeistert erzählt hatte, kommt uns lächelnd in Blau und gelber Schirmmütze durch den Garten entgegen.

Er erklärt in stark französisch gefärbtem Englisch, in dieser Montur habe er den ganzen Vormittag Limonelikör zubereitet. Zum Glück offeriert er keine Kostprobe, es herrschen über 40 Grad. Jérôme weist auf eine schattige Bank und stellt ein leichteres Nebenprodukt, eiskalten Limonensaft, auf das wacklige Tischchen zwischen uns. Ich lege das Aufnahmegerät nicht daneben. Bringe das Mikro nicht in Anschlag. Ich will nur zuhören, zunächst.

Jérôme hatte daheim in der Normandie immer davon geträumt, nach Israel zu gehen. Als er mit ungefähr 16 Jahren den Hollywoodstreifen „Exodus“ im Kino gesehen hatte, war es um ihn geschehen und seither gab es für ihn nur dieses eine Ziel. Inzwischen ist er im Heiligen Land zu Hause, verbringt seine Tage mit Meditationen, Gesprächen

und hin und wieder mit der Herstellung von Likör. Sogar sein Wunsch nach der israelischen Staatsbürgerschaft ging in Erfüllung.

Obwohl dieses Land weder eine Verfassung hat noch eine staatsbürgerliche Regelung für Fälle wie Jérôme. Man hat hier nicht auf ihn gewartet. „Unser Zwist mit dem Islam ist nichts als ein vorübergehender Streit um Grundstücke“, so doziert der linksliberale Intellektuelle Fima in Amos Oz' Roman „Der dritte Zustand“: „In dreißig, vierzig Jahren wird sich kein Mensch mehr daran erinnern, während die Christen uns auch in tausend Jahren noch als Gottesmörder betrachten und als verfluchter Bruder behandeln werden.“ Nun waren es ausgerechnet Offiziere der israelischen Armee, die sich für Bruder Jérômes Traum von der israelischen Staatsbürgerschaft einsetzten.

Eben diese Geschichte hatte mich zu dem Benediktiner gelockt. Eine Geschichte, die in den täglichen Meldungen nicht vorkommt, weil hier die wohlfeilen Textbausteine „Spirale der Gewalt“, „Terror“ oder „Unterdrückung“ unbrauchbar sind. Es ist eine Liebesgeschichte ohne Kitsch: Eines Tages klingelte ein neugieriger Offizier der Israel Defence Forces an der Tür des Klosters, wollte ein wenig herumgeführt und über die Besonderheiten des benediktinischen Glaubens informiert werden. Seine Begeisterung über Jérôme, den zurückhaltend zugewandten Mönch mit dem breiten, freundlichen Gesicht, machte die Runde, und es kamen immer mehr. Armeeangehörige aller Dienstgrade, aller Abteilungen. Von ihnen hat Jérôme sein Hebräisch, ein – wie er zugibt – nicht gerade salonfähiges Hebräisch. Aber wie kam diese merkwürdige Liaison zustande? „Ich würde nie versuchen, jemanden zu bekehren“, sagt er. Dann steht er auf, winkt leicht und öffnet eine Tür.

Ich gerate in die geheime Schatzkammer eines Kindes. Eines großen, glücklich grinsenden Kindes, das mir jetzt stolz eine Zelle voller Fotos, Briefe, Wimpel, Abzeichen, Orden, Schulterstücke zeigt: allesamt Souvenirs seiner Armeefreunde. Ich entdecke Jérôme in der weißen Ordenstracht Arm in Arm mit Offizieren in Uniform; ich lese dankbare, bunt dekorierte Briefe; ich sehe die Trauer in Jérômes Augen, als er mich zu den Fotos und Andenken derjenigen führt, die ihren letzten Einsatz nicht überlebten.

Ich kam damals aus dem Staunen kaum heraus. Es war meine zweite Reise nach Israel, ich hatte eine Menge Klischees im Kopf und die Wirklichkeit überraschte mich stets von neuem, indem sie diese Klischees widerlegte. War das Land so spannend für mich, weil seine Realität reicher, schillernder und vor allem lebenswürdiger war als alle Medienbilder? Oder war ich nicht vielmehr fasziniert, eben weil die Berichterstattung den Eindruck vermittelt, Jerusalem sei das Herz aller internationalen Konflikte. Und während in den Me-

dien dieses Herz immer kurz vorm Infarkt steht, betrachtest du dir hier in der Stille eines Klosters bunte Briefe blutjunger Soldaten. Briefe an einen Benediktinermönch. Verrückte Welt.

Israel, dieses kleine Land am Mittelmeer ungefähr von der Größe und Einwohnerzahl Hessens, ist eine Fundgrube für die unglaublichsten Geschichten. Die Verbindungen Jérômes zur IDF verwirren und amüsierten mich ebenso wie etwa die Familienbande des Schriftstellers Etgar Keret. Er erzählte, dass seine ultraorthodoxe Schwester und Siedlerin, Mutter von elf Kindern, bei rechtsnationalen Demonstrationen ausgerechnet von ihrem „wildesten“ Bruder beschützt werde, der Mitglied der „Anarchisten für die Legalisierung von Marihuana“ sei. Auch die Hintergründe der israelischen Schweinezucht machten mich stutzig: Zwei Kibbuzim, so kam mir zu Ohren, züchten im Land der Könige und Propheten, der Heilande, Weltverbesserer, Fanatiker, Asketen und Träumer, im Land der Araber und der Juden, Schweine. Sie tun dies, obwohl die ultraorthodoxe Minderheit eine Verordnung durchsetzte, wonach Schweine israelischen Boden nicht berühren dürfen. Die unheiligen Tiere tummeln sich nun auf weitläufigen Poesten.

Jede dieser merkwürdigen Geschichten ruft neue Fragen hervor, kitzelt unsere Neugier und widerlegt die weit verbreitete Ansicht, über Israel oder „die Lage im Nahen Osten“ sei längst alles gefragt und gesagt worden. Nicht unbedingt Klarheit, aber Empathie können solche unerhörten Begebenheiten hervorrufen, die Bereitschaft, sich in den anderen hineinzuversetzen. Und diese ist es, die den gängigen Berichten und Kommentaren über Israel am meisten fehlt und nach der sich Israelis, befragt nach der europäischen Presse, am meisten sehnen.

Mit den Erzählern und Helden solcher Geschichten in Kontakt zu kommen, ist leicht. Die Studienreisen für Journalisten und Journalistinnen der Bundeszentrale für politische Bildung zum Beispiel brachten mich zum ersten Mal nach Israel: 920 Euro Eigenbeitrag, zwölf Tage *tour de force* quer durchs Land und quer durch die Themengebiete Alltag, Politik, Wirtschaft, Medien. Ich persönlich hätte mir kaum eine bessere Erstbegehung Israels vorstellen können. Nicht allein wegen der neuen Kontakte zu deutschen, israelischen und palä-

stinensischen Kollegen, nicht nur wegen der ausufernden Diskussionen in unterkühlten Konferenzräumen, am Strand von Tel Aviv oder im Bus bei abenteuerlichen Grenzturen im Norden und Osten. Nicht nur wegen der Eindrücke in Bethlehem und an der Mauer um Jerusalem. Sondern vor allem wegen der Vielfalt der Stimmen, Meinungen, Lebenserfahrungen. Auf dieser Reise wurde für mich zur wichtigsten Erfahrung: Dass jede gerechtfertigte Meinung – ob über die Vergangenheit oder Gegenwart Israels, über die Beziehung zwischen der jüdischen Mehrheit und der arabischen Minderheit, zwischen Israelis und Palästinensern – im nächsten Augenblick mit einer anderen, ebenso gerechtfertigten, doch leider völlig gegensätzlichen Meinung kollidieren kann. Dass die „Wahrheit über den Nahostkonflikt“ komplex ist, dass womöglich Wahrheit hier gar nicht zu erreichen ist. Und dass es in der journalistischen Berichterstattung aus Israel vielleicht weniger darauf ankommt, sich ein Bild zu machen und dieses zu vermitteln – wir haben schon so viele Bilder –, als vielmehr darauf, die faszinierende Komplexität der Tatsachen zu verfolgen.

Das ist manchmal beglückend und manchmal zum Verzweifeln. Wie sehr Israel gerade sprachlich ein vermintes Gelände ist, wurde mir erst mit der Zeit und bei längeren Aufenthalten bewusst. Das Gefühl, auf den Herzschlag des Nahostkonflikts zu horchen, führt in den Beiträgen oft zu einer Emotionalität, die der Sache nicht immer gut tut. Und die Komplexität der Gegenwart ist nichts ohne die Komplexität der Vergangenheit. Die muss man studieren, um zu wissen, warum man „Israel“ sagt und „Zionismus“, was „palästinensisch“ heißt oder „Araber“. Es ist ja leicht, sich über die Medienbilder zu mokieren, wenn man nicht selber täglich aus widersprüchlichen Wahrheiten konsistente Geschichten – und manchmal bloß Meldungen – formen muss. Die große Herausforderung in der journalistischen Arbeit aus Israel liegt für mich darin, sowohl einen klaren Kopf zu bewahren als auch das Staunen über die verwirrende Vielschichtigkeit.

Es gibt sogar Geschichten, die müssen verschwiegen werden. Dazu gehört die Freundschaft zwischen dem Mönch und den Soldaten, und darum heißt Jérôme in Wahrheit ganz anders. Er möchte nicht, dass seine Zelle mit den Armeesouvenirs fotografiert wird. Er will keine Presseleute in der Stille des Klosters. Deshalb habe ich keine große Story daraus gemacht, sondern nur ein Beispiel. Ein Beispiel dafür, dass es in Israel noch tausend andere unerhörte Begebenheiten zu entdecken gibt.



Natascha Freundel ist freie Kulturjournalistin für Hörfunk (NDR Kultur, Deutschlandfunk) und Print in Berlin. Sie wurde 1974 als Tochter einer Ukrainerin und eines Deutschen in Magdeburg geboren. Sie studierte Slawistik, Literaturwissenschaften und Germanistik in Berlin und Frankfurt am Main. Ihre Schwerpunkte sind Gesellschaftspolitik und Literatur in Osteuropa, Deutschland sowie Israel.

„Ihr werdet keine ruhige Minute in Israel haben.“ Mit diesem Satz empfing uns der legendäre Altbürgermeister Teddy Kollek, als meine Frau und ich im Juni 1997 für zunächst drei Jahre unsere Zelte in Jerusalem aufschlugen. Nach 22 Jahren im Deutschen Bundestag, dort zuletzt als stellvertretender Fraktionsvorsitzender und als Kurzzeit-Fraktionsvorsitzender im rheinland-pfälzischen Landtag hatte ich der deutschen Politik den Rücken gekehrt, um in Zeiten politischer Stagnation und zunehmender Gewalt israelisch-palästinensische Gemeinschaftsprojekte in Angriff zu nehmen. Die Konrad Adenauer Stiftung bot dazu einen geeigneten Rahmen sowie organisatorische und finanzielle Grundlagen.

TEXT_JOHANNES GERSTER

Es wurden neun Jahre, die im Sauseschritt vorüber eilten, weil es zu keiner Zeit wirklich ruhig wurde. Israel und seine arabischen Nachbarn zogen uns in ihren Bann.

Als wir ankamen, glaubten wir, den Nahen Osten zu kennen. Nach kurzer Zeit wussten wir, dass wir nichts wissen und lernten tagtäglich hinzu. Kontinuität hat in dieser Region der alten Propheten nur das Neue, das Überraschende, das Unerwartete.

Runde drei Wochen benötigten wir, bis alle Formalitäten, zum Beispiel die für einen Ausländer und Nichtjuden ansonsten schwierig zu erlangende Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis ebenso wie eine geeignete Wohnung unter Dach und Fach waren.

Zugegeben, wir waren privilegiert, weil uns das eingespielte KAS-Team mit Rat und Tat zur Seite stand. Dennoch überraschte uns die spontane, unkonventionelle und allgegenwärtige Hilfsbereitschaft gegenüber einem deutschen Zuwanderer. Dabei spielte natürlich eine Rolle, dass wir altersmäßig nicht in die Naziverbrechen verstrickt sein konnten. Aber auch die Erfahrungen eines Einwandererlandes halfen uns, sich rasch zurechtzufinden. Fast jeder fragte, ob er uns helfen könne.

Als ich mich gleich in der ersten Woche in einem westlichen Stadtteil von Jerusalem verfahren hatte und einen älteren Herrn nach dem Weg fragte, stieg er in mein Auto und leitete mich in unser Büro in der German Colony. Auf meine weitere Frage, wo er denn hinwolle, sagte er kurz „zurück“, stieg in ein Taxi und wehrte meinen Versuch, ihm wenigstens Geld für das Taxi zu geben, mit dem Satz ab: „Wir Israelis müssen uns doch gegenseitig helfen!“

Unser alter Freund Dov Ben Meir richtete sofort in seiner Tel Aviver Wohnung einen Willkommensempfang für uns aus. Fast jeder der rund 50 Gäste lud uns am gleichen Abend ebenfalls ein. Spätestens da erahnten wir, auf was wir uns eingelassen hatten.

Israel nahm uns in den Griff und bis zu unserer Abreise erreichten uns Ketteneinladungen, denen man sich nicht entziehen konnte oder wollte.

Natürlich haben wir gerne Gegeneinladungen in unsere Wohnung hoch über den Dächern von Jerusalem ausgesprochen. Bis zu einhundert Gäste waren keine Seltenheit. Jeder wurde zuvor gefragt, ob er kosher essen will. Die häufige Antwort lautete, wenn es sein muss, „ja“. War nur ein ein-

ziger „Kosher-Esser“ dabei, musste ein Caterer nicht nur alles Ess- und Trinkbare sondern auch gleich Gläser, Geschirr und Bestecke anliefern. Regelmäßig luden wir Palästinenser mit jüdischen Freunden ein. Das schuf anfangs etwas Verwirrung, da dies nicht alltäglich war, machte aber auf Dauer keine Probleme.

Teddy Kollek, gern und regelmäßig gesehener Gast, wäre nicht Teddy gewesen, wenn er mit seinem robusten Wiener Charme mich nicht sofort für seine Jerusalem Foundation eingespannt hätte. Nach seiner Wahl zum Bürgermeister von Jerusalem im Jahre 1966 hatte er diese Stiftung gegründet, um der bettelarmen Stadt finanziell auf die Beine zu helfen. Warum arm? Jerusalem hatte damals keinerlei nennenswerte Industrie und Wirtschaft aufzuweisen.

Die Kirchen aus aller Welt, in ihrer Summe die größten Grundstücksbesitzer, zahlen keine Steuern. Die Araber in der Stadt, fast ein Drittel, können oder wollen ebenfalls keine Steuern entrichten. Und die ständig zunehmende Zahl der ultraorthodoxen Juden schlagen eher als Kostenfaktor denn als Zahlende zu Buche. Also sammelte Teddy Kollek Spenden in aller Welt. Auch ich hing gleich in seinem Netz.

Zusammen sammelten wir in Deutschland einen zweistelligen Millionenbetrag für das 2001 eingeweihte Konrad Adenauer Konferenzzentrum im Herzen von Jerusalem, heute ein Begegnungszentrum für Juden, Christen, Moslems aus der Region und aus aller Welt. Bei soviel Sammlertalent sprach ich Teddy fortan als Teddy Kollek an und zählte nach seinem kräftigen Handschlag immer, ob noch alle meine Finger vorhanden waren.

Bei seinem 90. Geburtstag platzierte uns Teddy an seinen Tisch neben einen der ganz großen Rechtsanwältinnen Israels. Unsere Unterhaltung lief auf hebräisch, das meine Frau mit bewundernswerter Energie erlernte oder auf englisch, damit ich teilhaben konnte. Beim Nachtisch angelangt, sprach unser Nachbar uns plötzlich in perfektem deutsch an. Er war ein Holocaust-Opfer, das die Sprache seiner Väter verdrängt hatte und uns nun überraschend seine Sympathie erweisen wollte. Wieder hatten wir eine Lektion erlernt und verständigten uns fortan mit ihm in deutsch.

Eine besondere Rolle in unserem breiten, privaten Umfeld spielten die deutschstämmigen Juden, die „Jeckes“. Von Asher Ben Nathan, dem ersten Botschafter Israels in Deutschland, wurde ich sofort

als sein Vizepräsident in der Israelisch-Deutschen Gesellschaft, der er seit Jahrzehnten vorsteht, dienstverpflichtet. Seine Begründung: Wer 16 Jahre Vize in der Deutschen Schwestergesellschaft war, kann jetzt hier etwas für uns tun. Ein Nichtjude und Ausländer, kaum in Israel gelandet, war schon in der Spitze einer israelischen Vereinigung! Von Hilde Hofmann, der Vorsitzenden der deutschen Landsmannschaften in Israel, wurden wir liebevoll und energisch gleich als Freunde und Dauergäste vereinnahmt. Diese Landsmannschaften, so heißen sie wirklich, also die ehemaligen Frankfurter, Rheinländer, Berliner, Kasselaner usw., insgesamt 15 Vereinigungen, veranstalten über das Jahr kulturelle Veranstaltungen mit Bezügen zu ihrer alten Heimat. In ihrem vorgerückten Alter fühlen sie sich immer stärker vom europäischen, ja deutschen Kulturkreis und den positiven Erlebnissen ihrer Jugend in Deutschland vor der Nazizeit angezogen und fremdeln etwas gegenüber dem immer orientaleren Leben in Israel.

Sie alle stehen loyal zu ihrem Staat Israel, leben aber auf, wenn sie untereinander deutsch reden und deutsche Traditionen pflegen können. Sie schwärmen von Weihnachtsbäumen, von Weih-

nachtsliedern, von christlichen Gebräuchen und sind der lebende Beweis, wie eng jüdische Bildungsbürger vor dem Naziterror mit der deutschen Kultur verbunden waren. Unvergessen bleiben die Purim- und Chanukaabende im Kreise dieser „alten“ Deutschen. Nirgendwo sonst habe ich Gedichte und Lieder der goldenen zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts so liebevoll vorgetragen erlebt als bei den Jeckes in Israel. Nirgendwo habe ich so warmherzige Dankbarkeit erfahren wie bei diesen, in bescheidenen Verhältnissen lebenden Menschen, nur weil wir uns um sie kümmerten, ihnen zuhörten und ihnen halfen, die Kultur ihrer unbeschwernten Jugendjahre in Israel am Leben zu erhalten. Sie haben in früher Jugend ihre Heimat und oft ihre Familien verloren. Sie empfinden Trauer, aber nicht Hass und waren die besten Brückenbauer nach der Shoa zwischen Israel und Deutschland.

In Israel leben heute 7,2 Millionen Menschen. 80 Prozent sind Juden, 20 Prozent sind Araber, die sich zunehmend als Palästinenser verstehen. An der Tel Aviv Universität wurde mit unserer Unterstützung ein Programm für jüdisch-arabische Zusammenarbeit begründet, bei dessen Eröffnungsveranstaltung erstmals ein israelischer Staatspräsident öffentlich über die Benachteiligung der arabischen Minderheit in Israel sprach. Erste Erfolge dieses Programms ermunterten

ISRAEL ist anders



uns, an der Ben-Gurion Universität ein Beduinen-Programm zu installieren.

Die Benachteiligung der Araber in Israel entspringt zu großen Teilen nicht einer ethnischen Diffamierung, wie von Arabern behauptet, sie ist vor allem Folge kultureller, regionaler und sicherheitspolitischer Unterschiede.

Die durchschnittliche israelische Familie mit 3 Kindern hat zwei „Ernährer“, da fast jede Israelin berufstätig ist. Genau dies ist im arabischen Sektor unüblich, teilweise verboten, weshalb Familien mit durchschnittlich 7 Kindern nur einen Geldverdiener kennen. In jüdischen Familien kommen in der Regel zwei Einkommen auf 5, in arabischen Familien ein Einkommen auf 10 Personen. Die Araber wohnen in der Regel im Norden und Süden des Landes, während die Juden vor allem in den arbeitsplatzintensiven Ballungsräumen zu Hause sind. Da die Araber vom sehr langen Wehrdienst befreit sind, haben sie in der Jugend einen Vorteil, der sich bei der beruflichen Karriere aber als Nachteil erweist. Der höhere Dienst in Staat und Armee bleibt ihnen verwehrt.

Dennoch: Den Arabern in Israel geht es im Durchschnitt besser als den Menschen in den arabischen Nachbarstaaten. Es geht ihnen aber im Durchschnitt schlechter als den Juden in Israel, mit denen sie sich messen. Deswegen tritt hier ein großes Konfliktpotential zutage, das dringend entschärft werden muss. Anfänge sind durch das jüdisch-arabische Programm gemacht, die Verbesserung der Infrastruktur, der Bildungs- und Berufschancen im arabischen Sektor, müssen aber höhere Priorität in der israelischen Innenpolitik erhalten.

Israel hat in nur 60 Jahren seine Bevölkerung verzehnfacht, Was neben den hohen Belastungen für die Sicherheit an Aufbauleistungen vom Kindergarten bis zum Altenheim, in der Infrastruktur und auf kulturellem Sektor geleistet wurde, ist gigantisch. Auch die Integration von Juden aus aller Welt wurde vorbildlich vorangetrieben. Man stelle sich vor:

Israel verkräftete in nur 10 Jahren die Einwanderung von einer Million Russen. Auf die Bevölkerung Deutschlands hochgerechnet, bedeutete dies die Aufnahme von über zehn Millionen Russen in 10 Jahren. Unser Sozialsystem, unsere Kommunen, unser Gesellschaftssystem würden zusammenbrechen.

Israel ist die Summe von Minderheiten ohne eine homogene Mehrheit. Denn Juden sind nicht Juden, da ein europäisch geprägter Jude kulturell einem europäischen Christen oft näher zu stehen scheint als einem marrokanischen oder jemenitischen Juden. Diese Erfahrung machten wir bei unzähligen Begegnungen. Wir waren von europäischen, orientalischen, russischen, religiösen, säkularen Juden und von Arabern zu ihren zahlreichen Festen immer wieder eingeladen. Man war mit uns oft unter sich. Vielleicht sind die Anstrengungen, Juden aus aller Welt zu integrieren, so aufreibend, dass die Integration von Arabern eine Überforderung darstellt.

Dennoch sind sich die jüdischen Einwohner Israels bei allen Unterschieden in einem einig. Sie sehen Israel als ihre letzte Chance an. Deshalb stehen sie bei allen ethnischen und politischen Unterschieden voll hinter ihrem Staat, dessen Sicherheit oberste Priorität genießt.

Damit wurde die Staatsphilosophie der Gründungsväter wichtiger Bestandteil ihres Denkens und Handelns: Ein starkes Israel, das sich aus eigener Kraft behaupten kann, eine Heimstadt für Juden, die niemals mehr Unterdrückung, Verfolgung und Ermordung erleiden sollen, nur weil sie Juden sind. Tatsächlich hatten die Soldaten des Unabhängigkeitskrieges 1948 geglaubt, ihr Israel würde so stark, dass ihre Kinder und Enkel nicht mehr als Soldaten kämpfen müssten. Leider kam es anders.

Die Geschichte des Nahen Ostens ist nicht nur seit Gründung des Staates Israel eine Geschichte verpasster Möglichkeiten. Wären die arabischen Nachbarstaaten 1948 auf den Teilungsplan der UNO eingegangen, Israel und ein Palästinenserstaat hätten nebeneinander entstehen können. Osloer Friedensprozess, Camp David II und viele weitere Friedensinitiativen fingen gut an und endeten immer wieder in Gewalt.

Wir hatten mit einem israelisch-palästinensischen Partner über neun Jahre Arbeitsgruppen mit wichtigen Vertretern beider Seiten betreut, die ohne Presse und ohne jeden öffentlichen Druck in Zeiten offener Gewalt praktische Lösungsmodelle erarbeitet und in beide Regierungen eingespeist haben. Zahlreiche humane Erfolge, Verbesserungen für das Leben auf beiden Seiten wurden erzielt. Letztlich wurden aber alle Konzepte für eine dauerhafte Lösung des Gesamtproblems, sobald sie über die Regierungen das Licht der Öffentlichkeit erblickten, wieder zerredet. Als Hauptproblem erkenne ich den Mangel an Vertrauen, besser das Misstrauen gegenüber der Verlässlichkeit der anderen Seite. Israel hat sich im Jahre 2000 aus dem Libanon zurückgezogen. Die Folge war die vom Iran und Syrien betriebene Aufrüstung der Hisbollah im Südlibanon. Israel hat sich 2006 aus dem Gazastreifen zurückgezogen. Die Folge war der innerpalästinensische Bürgerkrieg und der Dauer-Raketen-Beschuss des südlichen Israel.

Dennoch halten stabil über 60 Prozent der Israelis die Bildung eines Palästinenserstaates neben Israel für richtig und notwendig. Wenn dann konkrete Lösungsschritte anstehen, geht die Furcht um, dass durch einen Palästinenserstaat der Bomben- und Raketenterror gegen Israel noch zunehmen wird.

Die Palästinenser wollen mehrheitlich einen eigenen Staat, ein Ende der Besatzung und der Gewalt. Ihnen fehlen aber die demokratischen und zivilgesellschaftlichen Mittel, sich gegen die kompromisslose und militante Hamas mit ihren von außen finanzierten Söldnertruppen durchzusetzen.

Shalom, shalom wä ein shalom! Frieden, Frieden und kein Frieden (Jeremias 6.14)

Von Frieden als zeitnahe Perspektive rede ich nicht, da die Gräben des Hasses zu tief gefurcht sind. Nicht 60 Jahre, über 100 Jahre Kampf und Elend zwischen Arabern und Juden sind nicht mit einem Federstrich auf einem Vertragspapier zu überwinden. Ein Modus vivendi auf der Basis zweier Staaten grundsätzlich ohne Gewalt ist aber gestaltbar. Auf Teilschritten muss der Weg zu zwei Staaten geebnet und mit internationalen Garantien abgesichert werden.

Ein erster Schritt muss in einer fairen und wahrheitsgetreuen Bewertung der Ursachen des Nahostkonfliktes und der einzigen Demokratie in Nahost, Israel, erfolgen. Israel ist nicht der Grund für den Kampf des islamischen Fundamentalismus gegen das Lebensmodell der westlichen Demokratie. Israel ist bei all' seinen Fehlern und Mängeln Opfer dieser inzwischen weltweiten Auseinandersetzung.

Israel ist anders. Israel will in Frieden und Sicherheit leben. Der Iran, Syrien, Hamas und Hisbollah haben andere Ziele. Sie wollen Israel zerstören.

Wir Deutsche haben historische, politische und moralische Gründe, Israel in seinem Kampf ums Überleben zu unterstützen.

Massel Tov!: Glückwunsch Israel zum 60. Geburtstag!



Dr. h.c. Johannes Gerster,
geb. 1941 in Mainz, Jurist, Regierungsdirektor a.D. Von 1972 bis 1997 Parlamentarier im Bund und Land, u.a. stellv. Vorsitzender der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag, und CDU-Landesvorsitzender in Rheinland-Pfalz. Von 1997 bis 2006 Leiter der Konrad Adenauer Stiftung in Jerusalem, Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft



Theodor Herzls Vision von „ALTNEULAND“

AUSWAHL_DR. HANS MAAß

1902, zwei Jahre vor seinem Tod, veröffentlichte Theodor Herzl seinen visionären Zukunftsroman „Altneuland“, in dem er zunächst schildert, wie zwei „Aussteiger“, die Herren Kingscourt und Dr. Friedrich Löwenberg, bei einer Reise zu einer einsamen Insel in Jaffa an Land gehen und über den Zustand und die Verhältnisse, die sie antreffen, entsetzt sind. Herzl kannte die Verhältnisse; denn er hatte Palästina 1898 selbst besucht. Ein Enthusiast entwickelt den beiden jedoch seine Vorstellungen über die Entwicklungsmöglichkeiten des Landes. Der erste Teil spielt im Dezember 1902. Der zweite Teil des Romans handelt im Jahr 1923, und stellt den visionären Traum Herzls dar; er selbst ist zu diesem späteren Zeitpunkt längst tot. Manche seiner idealistischen Vorstellungen wurden später tatsächlich Wirklichkeit, andere blieben bis heute Zukunftsvision.

Einige Auszüge aus diesem Buch, dem auch die Stadt Tel Aviv als erste Stadtgründung der Neuzeit auf israelischem Boden, unmittelbar an das alte Jaffa angrenzend, ihren Namen verdankt, werden hier wiedergegeben. Sie sind dem 1978 von Julius Schoeps im Jüdischen Verlag herausgegebenen Band „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen“ entnommen. Die Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe. Die Rechtschreibung ist teilweise den heutigen Regeln angepasst.

„Sie verbrachten einige Tage im alten Lande der Juden.

Von Jaffa hatten sie einen unangenehmen Eindruck. Die Lage am blauen Meere wohl herrlich, aber alles zum Erbarmen vernachlässigt. Die Landung in dem elenden Hafen mühselig. Die Gässchen von den übelsten Gerüchen erfüllt, unsauber, verwahrlost, überall buntes, orientalisches Elend. Arme Türken, schmutzige Araber, scheue Juden lungerten herum, alle träg, bettelhaft und hoffnungslos. Ein sonderbarer Moderduft, wie von Gräbern, beengte einem das Atmen.

Kingscourt und Friedrich beeilten sich auch fortzukommen, sie fuhren auf der schlechten Eisenbahn nach Jerusalem. Auch auf diesem Wege Bilder tiefster Verkommenheit. Das flache Land fast nur Sand und Sumpf. Die mageren Äcker wie verbrannt. Schwärzliche Dörfer von Arabern. Die Bewohner hatten ein räuberisches Aussehen. Die Kinder spielten nackt im Straßenstaube. Und in der Ferne des Horizonts sah man die entwaldeten Berge von Judäa. Der Zug fuhr dann durch öde Felsentäler. Die Abhänge verkarstet, wenig Spuren einer einstigen oder gegenwärtigen Kultur.“ (39 f.)

Nachdem die beiden Reisenden vom Reiz Jerusalems bei Nacht hingerissen waren, ist der Eindruck bei Tag umso ermüchternder. An der Klagemauer treffen sie auf einen Fremden, den Augenarzt Dr. Eichenstamm, einen zionistischen russischen Juden, der mit seiner Tochter in Jerusalem arbeitet. Abends entspinnt sich in einem englischen Hotel folgendes Gespräch:

„»Alles liegt im argen. Und wie schön könnte es sein. Das Land ist ja ein goldenes Land.«

»Dieses Land?« sagte Friedrich ungläubig. »Die Geschichte von Milch und Honig ist doch nicht mehr wahr!«

»Sie ist immer wahr!« schrie Eichenstamm begeistert. »Nur die Menschen müssen da sein, dann ist alles da.« [...]

Doktorin Sascha wandte sich an ihren Vater:

»Du solltest den Herren raten, die Kolonien zu besichtigen.«

»Was für Kolonien?« erkundigte sich Friedrich.

»Unsere jüdischen Ansiedlungen«, antwortete der alte Herr. »Auch davon wissen sie nichts, Herr Doktor? Es ist doch eine der merkwürdigsten Tatsachen im Leben der Juden. In verschiedenen Städten Europas und Amerikas haben sich Gesellschaften gebildet, die sogenannten ›Liebhaber von Zion‹, mit dem Zweck, hier in unserem alten Lande die Juden zu Ackerbauern zu machen. Es gibt schon eine Anzahl solcher jüdischer Dörfer. Auch einige reiche Wohltäter haben der Sache Geld zugewendet. Unser alter Boden trägt wieder Früchte. Besuchen Sie diese Niederlassungen, bevor Sie Palästina verlassen.«

Kingscourt brummt:

»Können wir ja machen, wenn Sie Lust haben, Löwenberg.«

Friedrich bejahte schnell.

Am anderen Tag unternahmen sie in Gesellschaft Eichenstamms und Saschas einen Ausflug nach dem Ölberge. [...]



Vom Ölberge aus bewunderten sie die hügelreiche Stadt, die steinernen Wellen der Berge im weiten Umkreise bis an das tote Meer.] Friedrich wurde nachdenklich.

»Schön muss Jerusalem einst gewesen sein! Vielleicht haben unsere Väter diese Stadt darum nicht vergessen können. Vielleicht wollten sie darum immer zurückkehren?« (42 f.)

Sie kehren wieder zum Hafen von Jaffa zurück, um nach Ägypten weiter zu reisen. Nach zwanzig Jahren reisen die beiden miteinander von einer einsamen Insel zurück und erfahren dabei in Port Said von einem Kapitän, der Weg von Europa nach Asien führe jetzt über Palästina.

„»Da, gibt es denn dort Häfen, Eisenbahnen?« fragte Friedrich.

Der Kapitän lachte herzlich:

»Ob es in Palästina Häfen und Bahnen gibt? Herr, von wo kommen Sie denn? Haben Sie denn nie eine Zeitung oder einen Fahrplan gesehen?«

»Nie, will ich nicht sagen. Aber einige Jahre ist es schon her ... Palästina kennen wir übrigens als ein wüstes Land.«

»Ein wüstes Land! ... Gut, wenn Sie das ein wüstes Land nennen wollen, ich bin es zufrieden. Nur sind Sie dann sehr verwöhnt. [...]

Kommt es Ihnen auf ein paar Tage nicht an, so machen Sie doch einen kleinen Umweg. Sie finden übrigens in Haifa und Jaffa die schnellsten Schiffe nach allen europäischen und amerikanischen Häfen, falls Sie Ihre Jacht verlassen wollen.« [...]

Und sie steuerten nach Haifa.

Es war eines Frühlingmorgens nach einer der in diesen Meeren so weichen Nächte, als die Küste Palästinas in Sicht kam. Die beiden standen auf der Kommandobrücke und lugten seit zehn Minuten unverwandt durch ihre Ferngläser nach derselben Himmelsgegend aus.

»Man möchte schwören, dass dort die Bucht von Akka ist«, sagte Friedrich.

»Man könnte auch das Gegenteil schwören«, meinte Kingscourt. »Ich habe noch das Bild derselben Bucht in der Erinnerung. Vor zwanzig Jahren war sie leer und öde. Aber da rechts, das ist doch der Karmel und da drüben links ist Akka.«

»Wie verändert!« rief Friedrich. »Da ist ein Wunder geschehen.«

Sie kamen näher. Nun konnten sie schon durch ihre guten Gläser die Einzelheiten etwas besser sehen. Auf der Reede zwischen Akka und dem Fuß des Karmel ankerten riesige Schiffe, wie man deren schon am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zu bauen pflegte. Hinter dieser Flotte sah man die anmutige Linie der Bucht. An der Nordspitze Akka in alter orientalischer Bauschönheit, gute Festungsmauern, dicke Kuppeln und schlanke Minarets, die sich vom Morgenhimmel reizend abhoben. An diesen Umrissen war nicht viel anders geworden. Aber südwärts unterhalb der ruhmreich schwergeprüften Stadt, am Bogen des Uferlandes, war eine Pracht entstanden. Tausende weißer Villen tauchten, leuchteten aus dem Grün üppiger Gärten heraus. Von Akka bis an den Karmel schien da ein großer Garten angelegt zu sein, und der Berg selbst war auch gekrönt mit schimmernden Bauten.

Da sie von Süden kamen, verdeckte ihnen der Bergvorsprung zuerst den Anblick des Hafens und der Stadt Haifa. Nun aber lag auch diese vor ihnen [...].

Eine herrliche Stadt war an das tiefblaue Meer gelagert. Großartige Steindämme ruhten im Wasser und ließen den weiten Hafen dem Blicke der Fremden sogleich als das erscheinen, was er wirklich war: der bequemste und sicherste Hafen des mittelländischen Meeres. Schiffe aller Größen, aller Arten, aller Nationen hielten sich in dieser Geborgenheit auf.

Kingscourt und Friedrich waren wie betäubt. Auf ihrer zwanzig Jahre alten Seekarte fand sich nichts von dieser Hafenstadt und nun war sie hergezauert. Die Welt war also während ihrer Abwesenheit nicht stillgestanden.“ (49f.)

Nach dem Verlassen ihres Schiffes treffen sie unvermutet mit David Littwak zusammen, einst einem jüdischen, aus Galizien stammenden Wiener Betteljungen, dessen Familie Dr. Löwenberg damals zu neuer Lebensperspektive verholfen hatte. Herzls Beschreibung der Stadt, die zu seinen Lebzeiten noch eine kümmerliche Siedlung war, ist eine Mischung aus europäischen Großstadtidealen und romantischen Orientvorstellungen. An manchen Stellen fragt man sich, welche Erfahrungen er bei seinem Palästina-Besuch mit der einheimischen Bevölkerung machte, ja, ob er tatsächlich in Berührung mit ihr kam.

„Erst als sie oben auf dem Straßenniveau angelangt waren, begann ihnen der volle Eindruck dieser wundervollen Stadt und ihres Verkehrs aufzugehen.

Vor ihnen weitete sich ein großer Platz, den die hochgeschwungenen Arkaden stattlicher Gebäude. In der Mitte war ein mit Gittern eingegegter Palmengarten. Palmen sind hier ein gewöhnlicher Baum, standen auch überall rechts und links an den Rändern aller Straßen, die auf den Platz mündeten. Man sah gleich, dass diese Palmen doppelten Dienst hatten. Bei Tage spendeten sie Schatten und nachts Licht, denn die elektrischen Straßenlampen hingen an ihnen wie große gläserne Früchte. Das war die erste Einzelheit, auf die Kingscourt ergötzt hinwies. Dann erkundigte er sich nach dem Charakter der Paläste, welche den großen Platz umgaben. David Littwak antwortete, es seien die Bureauhäuser verschiedener europäischer Seehandelsgesellschaften und Kolonialbanken. Der Platz führe daher den Namen Völkerplatz. Das war er in der Tat, nicht nur wegen der Gebäude, sondern auch wegen der Menschen, die ihn belebten.

Die Ankömmlinge staunten und starrten in das Gewühl. Es fand hier offenbar ein Verkehr aller Völker statt, denn man sah die buntesten Trachten des Morgenlandes zwischen Gewändern des Okzidents. Chinesen, Perser, Araber wandelten durch die geschäftige Menge. Vorherrschend war freilich die Kleidung des Abendlandes, wie diese

Stadt ja überhaupt einen durchaus europäischen Eindruck machte. Man hätte glauben können, dass man sich in einem großen Hafen Italiens befände. Die Bläue des Himmels und des Meeres und das Leuchten der Farben gemahnten an die glückliche Riviera. Nur waren die Gebäude viel moderner und reinlicher, und der Straßenverkehr enthielt bei aller Lebhaftigkeit weniger Lärm. Das kam von der gemessenen ersten Art der vielen Orientalen, aber auch daher, dass keine Zugtiere in diesen Straßen waren. Man hörte weder den Hufschlag von Pferden, noch auch Peitschenknallen oder Rädergerassel. Die Fahrdämme waren so glatt wie die Fußsteige, und die Automobile hasteten auf ihren Gummirädern ziemlich geräuschlos vorüber, nur mit einem Getute der warnenden Signallöhner. Ein Rollen über ihren Köpfen machte die Fremden aufschauen.

»Alle Deibel, was ist das?« schrie Kingscourt, indem er nach einem über den Palmwipfeln vorbeisausenden großen Eisenwagen wies, aus dessen Fenstern Fahrgäste herunterblickten. Der Wagen hatte die Räder nicht unten, sondern oben über dem Dach. Er hing und schwebte an einem mächtigen, eisernen Brückengeleise.

David Littwak erklärte:

»Das ist die elektrische Schwebebahn. Die müssen sie doch auch in Europa gesehen haben. [...] Wir haben sie in unseren Städten gleich von vornherein eingerichtet, weil der Massenverkehr so leichter und gefahrloser bewältigt werden kann.«

»Erlauben Sie, erlauben Sie!« rief Kingscourt. »Sie sprechen von Städten! Es gibt demnach in Palästina noch mehr solcher Städte?«

»Das wissen Sie nicht, meine Herren?«

»Nein«, sagte Friedrich, »wir wissen weder dies noch etwas anderes. Wir wissen gar nichts. [...]« (51 f.)

Littwak erklärt seinen Gästen die Lage der Juden in Europa und den Neuaufbau einer idealen neuen Gesellschaft auf alter Erde. Dabei wird deutlich, welches Territorium im osmanischen Reich Herzl vorschwebt.

„»Altneuland!« murmelte Friedrich.

»Jawohl, das ist es, sagte David Littwak ernst und bewegt.« Auf unserem alten teuren Boden haben wir uns eine neue Gesellschaft eingerichtet. Sie werden sie kennenlernen, meine Herren.« [...]

»Ich will Sie jetzt nicht mit unseren politischen Kämpfen langweilen. Die sind so wie überall in der Welt. Aber das kann ich Ihnen sagen: die Grundsätze der Menschlichkeit werden bei uns allgemein in Ehren gehalten. Und was die Religionen betrifft, Sie finden bei uns neben unseren Tempeln die Gotteshäuser von Christen, Mohammedanern, Buddhisten und Brahmanen. Die beiden letzteren Glaubensgesellschaften sind allerdings nur in den Seestädten vertreten, zum Beispiel hier in Haifa, in Tyrus, Sidon und in den größeren Orten längs der Bahn, die nach dem Euphrat führt, etwa in Damaskus und Tadmor.«

Friedrich staunte:

»Tadmor! Die Stadt Palmyra lebt wieder?«

David nickte bestätigend:

»Das große Schauspiel des allgemeinen Gottesfriedens werden Sie aber in Jerusalem genießen.« (55)

„Sie waren jetzt in eine Villengegend der Stadt geraten. Der Fahrweg stieg an. Sie befanden sich auf dem Karmel. Hier standen schmucke Schlösschen inmitten duftender Gärten. An einzelnen Häusern maurischer Bauart bemerkten sie Holzgitter von engem Geflechte vor den Fenstern.

David kam der Frage zuvor.

»Hier wohnen einige vornehme Mohammedaner. Da sehen Sie gerade meinen Freund Reschid Bey.«

Vor dem schmiedeeisernen Tore eines Gartens, an dem sie vorbeifuhren, stand ein schöner Mann von etwa fünfunddreißig Jahren. Zur dunklen europäischen Kleidung trug er das rote Fez. Er grüßte nach orientalischer Art, indem er mit der Rechten den Luftschnörkel machte, der das Aufheben und Küssen des Staubes bedeutet. David rief ihm einige Worte in türkischer Sprache zu, worauf Reschid mit leicht norddeutscher Betonung zurückgab:

»Wünsche eine anjehene Unterhaltung!« [...]

David lachte:

»Er hat in Berlin studiert. Sein Vater war einer derjenigen, die den Vorteil der Judeneinwanderung sofort begriffen. Er machte unseren ökonomischen Aufstieg mit und wurde reich. [...]

David hatte den Wagen halten lassen, damit sie den einzigen Anblick genießen. Er stieg aus und die beiden folgten ihm. Er wandte sich zu Friedrich:

»Sehen Sie, Herr Doktor, das ist das Land unserer Väter!« (56 f.)

Ansätze einer quasi staatlichen Ordnung enthält die „neue Gesellschaft“, von der Littwak schwärmt und in der auch Frauen aktives und passives Wahlrecht besitzen:

»Wie besetzen Sie die öffentlichen Ämter?« fragte Friedrich Löwenberg.

»Gebäude, die Sie uns im Vorbeifahren zeigten, lassen doch die Annahme zu, dass es auch bei Ihnen Ämter gibt.«

»Gewiss. Wir haben Besoldete und Ehrenämter. Die besoldeten werden aber nur nach der fachlichen Tüchtigkeit der Bewerber vergeben. Die Parteigänger, welcher Art sie auch seien, haben von vornherein das gesunde Vorurteil aller gegen sich. Aktive Beamte dürfen sich überhaupt in keiner Weise an öffentlichen Diskussionen beteiligen. Anders ist es um die Ehrenämter bestellt. Für die Besetzung dieser haben wir einen einfachen Grundsatz. Die sich hervordrängen, schieben wir sachte beiseite. Wir bemühen uns, das echte Verdienst in seinen bescheidenen Schlupfwinkeln aufzustößern. Darin sehen wir die Bürgschaft, dass unser teures Gemeinwesen nicht Strebern zum Raub werde. So ist der jetzige Präsident unserer Gesellschaft ein greiser russischer Augenarzt. Der übernahm das Amt höchst ungern, weil er seine Praxis aufgeben musste.«

Die heilige Stadt JERUSALEM

TEXT_GIL YARON



Der Graben ist nur anderthalb Meter tief und 400 Meter lang, aber er symbolisiert den Abgrund, auf den sich Israelis und Palästinenser trotz stockender Friedensbemühungen unaufhaltsam zu bewegen.

Auf dem Berg Moriah, Standort der Tempel Salomos und Herodes, der Juden als heiligster Ort der Welt gilt und ebenfalls von Muslimen als „Haram a-Scharif“ verehrt wird, fanden im Sommer Bauarbeiten statt. Es handle sich nur um „oberflächliche Arbeiten“, so der Waqf, die islamische Stiftung, die für die Verwaltung des Areal verantwortlich ist. Sie hätten das Ziel, die Stromversorgung der al-Aqsa Moschee sicher zu stellen. Doch die Baggerschaffeln, die sich unbeaufsichtigt von israelischen Behörden durch eine der bedeutendsten Ausgrabungsstätten der Menschheitsgeschichte wühlten, versinnbildlichen den hundert Jahre alten Konflikt zwischen Zionisten und palästinensischen Nationalisten. Während der Waqf von Renovierung spricht, warnt ein Forum besorgter israelischer Archäologen von einem „kulturellen Verbrechen beispiellosen Ausmaßes“.

Vierzig Jahre nach der Wiedervereinigung Jerusalems unter israelischer Herrschaft, sechzig Jahre nach der Staatsgründung Israels, sind die Bagger des Waqf nur das offensichtlichste Beispiel dafür, wie wenig Israel die Stadt tatsächlich kontrolliert. Die Handlungen der islamischen Hüter des Haram, die nicht nur Israels Souveränität auf dem Tempelberg anfechten, sondern inzwischen auch den spirituellen Anspruch des jüdischen Volkes auf Jerusalem hinterfragen, sind nur eine der Manifestationen der anhaltenden Radikalisierung des Konflikts, die dem Aufprall zweier Nationalbewegungen einen zunehmend religiösen Charakter verleiht und so schier unlösbar macht. Denn, so die Extremisten auf beiden Seiten, wer in der Frage Jerusalems Zugeständnisse macht, ist nicht mehr „bloß“ Verräter der nationalen Idee, sondern ein Ketzer, der den göttlichen Willen missachtet und Muslime oder Juden in aller Welt verrät. Kämpften Zionisten und Palästinenser einst darum, ihr Schicksal allein zu entscheiden, sind die Extremisten darum bemüht, ihren Völkern das Selbstbestimmungsrecht wieder zu nehmen um es an Gläubige in aller Welt zu verteilen, wohl wissend, dass auf diese Weise ein Kompromiss niemals möglich sein wird.

Zwei Völker – eine Stadt

Auf den ersten Blick scheint es Israel gelungen zu sein, sich in Jerusalem als Machthaber zu behaupten. Deklariertes Ziel der israelischen Politik ist, die Stadt als „ewige, unteilbare Hauptstadt“ zu bewahren, wobei man sich als „demokratischer, jüdischer Staat“ sehen will. Dies geschieht nicht mittels Integration oder Annäherung an die arabischen Stadtbewohner, die von den Palästinensern wahrscheinlich sowieso abgelehnt würde, sondern durch konsequente Machtpolitik, die jeden nationalen arabischen Anspruch auf Jerusalem gewaltsam zerschlagen soll. Es gelang Israel, die palästinensische Zivilgesellschaft im arabischen Ostjerusalem zu zerreiben. Einrichtungen wie das Orient Haus, welches de facto als Außenministerium der palästinensischen Autonomiebehörde (PA) fungierte, wurden geschlossen. An

den Eingängen des Tempelbergs stehen israelische Polizisten, an den Toren der inzwischen von einer acht Meter hohen Betonmauer umgebenen Stadt wachen Soldaten, die den Zugang kontrollieren. Längst kann Israel willkürlich beeinflussen oder gar bestimmen, wer in Jerusalem beten, arbeiten und wohnen darf, und macht von dieser Fähigkeit häufig Gebrauch. Mittels der Mauer und des Grenzzaunes, die die jüdischen Bewohner der Stadt vom Ansturm palästinensischer Terroristen schützen sollen, wird die einstige Hauptstadt des Westjordanlands von ihrem Hinterland abgeschnitten. Der urbane Großraum Jerusalem-Rammallah-Bethlehem, einst der wirtschaftliche und kulturelle Motor des Westjordanlands, gehört der Vergangenheit an. Heute spielt sich das Leben der Palästinenser in wirtschaftlich nicht lebensfähigen Enklaven ab.

Doch all diesen Entwicklungen zum Trotz hat Israel seine Hauptstadt nicht wirklich im Griff. Allein die demographische Entwicklung stellt ungeachtet massiver staatlicher Bemühungen, den jüdischen Charakter der Stadt zu erhalten, eine bisher ungelöste Herausforderung und Gefahr für Israel dar. Nach der Eroberung, oder Befreiung, des Ostteils der Stadt im Sechs-Tage Krieg 1967 annektierte Israel Gebiete von 28 Dörfern und der Nachbarstädte Rammallah und Bethlehem. Die Stadt hatte über Nacht ihre Fläche verdreifacht und war von einem verschlafenen Nest am Ende eines von allen Seiten bedrohten Korridors zur größten Stadt des Landes geworden. Bei der Grenzziehung ließ man sich nicht von städtebaulichen, sondern strategischen Überlegungen leiten. So sollte zum einen die Verteidigung der Stadt in künftigen Kriegen erleichtert werden. Gleichzeitig war die Sicherstellung einer jüdischen Mehrheit ein zentrales Motiv. In der vereinten Stadt war ein Viertel der Bevölkerung arabisch, laut interner Angaben sollte ihr Anteil nie 27 Prozent überschreiten. Deswegen schuf man positive Anreize für Juden, in die Stadt zu ziehen. Andererseits versuchte man das Leben der Araber in der Stadt so unerträglich wie möglich zu gestalten.

Ein Drittel des annektierten und eingemeindeten Territoriums, ein großer Teil davon arabischer Privatgrundbesitz, wurde enteignet und auf diese Weise in Staatshand überführt. Der Staat nutzte das Land, um neue jüdische Wohnviertel auf den Hügeln um die bisherige Stadt zu bauen. Der Bau boom auf der jüdischen Seite ging mit drastischen Einschränkungen für den Bau arabischer Wohnviertel Hand in Hand: die alten jordanischen Flächennutzungspläne wurden mit sofortiger Gültigkeit annulliert. Selbst Ende der 90er Jahre existierten nur für 13 der 30 arabischen Wohnviertel neue Baupläne. Jeder Neubau bleibt illegal, immer wieder werden arabische Häuser abgerissen. Während im Zeitraum von 1967 – 95 innerhalb der Stadtgrenzen 64.880 Wohneinheiten für Juden entstanden, wurden für die arabische Bevölkerung nur 8.890 Baugenehmigungen erteilt, obwohl die arabische Bevölkerung doppelt so

schnell wuchs als die jüdische. So verschärft sich die Wohnungsknappheit der Palästinenser, die Bevölkerungsdichte im arabischen Teil ist heute doppelt so hoch wie im Westteil der Stadt: 23,8 Personen pro m² im Vergleich zu 11,9 im Westen. Doch die Diskriminierung reicht weiter, Ost und West werden ungleich entwickelt. Nur im jüdischen Westteil der Stadt wird die Infrastruktur weiter ausgebaut: 90 Prozent der Abwasserrohre, Bürgersteige und Straßen befinden sich in jüdischen Vierteln, 50 Prozent der arabischen Häuser sind noch immer nicht an das Abwassernetz der Stadt angeschlossen. Im Jahr 1999 gingen nur 10 Prozent des städtischen Haushalts an die arabischen Bewohner der Stadt, obschon sie rund 26 Prozent des Budgets entrichteten und ein Drittel der Bevölkerung ausmachen.

Trotz der Politik, die eindeutig die jüdischen Stadtbewohner arabischen vorzog, steigt der arabische Anteil der Bevölkerung unentwegt. Diese Entwicklung hat zwei Ursachen. Zum einen flüchten Israelis immer mehr aus ihrer heiligen Stadt, der es nicht gelingen will, hier Industrie und Handel anzusiedeln. Seit dem Sechs-Tage Krieg haben 313.000 Juden die Stadt verlassen, 105.000 mehr, als in die Stadt gezogen sind. Zum anderen erweist sich die Anti-Terror Mauer, die den israelischen Halt in der Stadt festigen soll, als kontraproduktiv. Um den strengen Auflagen zu entgehen, bauten viele Jerusalemer Araber billige Zweitwohnungen im nahen Westjordanland. Doch seitdem die Einreise nach Jerusalem ein zeitraubendes Prozedere geworden ist und viele sich der Gefahr gegenüber sehen, dass ihnen ihre Aufenthaltsgenehmigung entzogen wird, wenn sie nicht in Jerusalem wohnen, herrscht eine regelrechte Völkerwanderung in das Gebiet diesseits der Mauer. Folglich purzeln die Preise jenseits in den Keller, die einst begehrten Wohngebiete um das reiche israelische Jerusalem werden erschwinglich, und immer mehr arme Westbankler, die dem Chaos und der Armut in der PA entgehen wollen, ziehen in den Großraum Jerusalem. So wird die Stadt fortwährend arabischer anstatt jüdischer. Hält der Trend an, werden die Araber in wenigen Jahrzehnten die Mehrheit der Bevölkerung bilden. Ein Ausblick, der Israel mit Angst erfüllt.

Der Nahe Osten wäre nicht der Nahe Osten, würde jede Gefahr nicht auch eine Gelegenheit in sich bergen. Längst hat ein Großteil der Israelis die demographische Gefahr erkannt. Hinzu gesellt sich der Umstand, dass Jerusalem im Alltag niemals eine vereinte Stadt war. Autobuslinien, Restaurants, ja sogar die Stromversorgung sind sauberlich entlang der Volkszugehörigkeit getrennt. Ein Achtel der Israelis gibt an, die Stadt aus Angst zu meiden, doch selbst diejenigen, die ihre Hauptstadt besuchen, meiden tunlichst die arabischen Stadtviertel im Osten. Die palästinensischen Volksaufstände, die Intifadas, in denen Israelis nicht selten im Ostteil der Stadt zu Opfern nationalistisch motivierter Gewaltverbrechen wurden, haben diese Grenzen in das öffentliche Bewusstsein gebrannt. So mehrt sich die Zahl der Israelis, die sich für eine Teilung der Stadt aussprechen. Noch vor zehn Jahren gewann der damalige Oppositionsführer Benjamin Netanyahu die Parlamentswahlen mit der Warnung, sein

Rivale Schimon Peres werde Jerusalem trennen. Die Einheit Jerusalems war ein unantastbares Tabu. Heute spricht sich bereits fast die Hälfte der Israelis für eine Teilung der Stadt aus, in deren Rahmen die arabischen Stadtteile einem Palästinenserstaat zufallen würden. Vizepremier Haim Ramon spricht für die schweigende Mehrheit, wenn er neuerdings die Aufgabe arabischer Stadtteile als Voraussetzung für die Festigung der israelischen Herrschaft im Rest der Stadt darstellt. Doch auf dem Tempelberg endet die Kompromissbereitschaft beider Seiten. Neunzig Prozent der Israelis sind nicht bereit, hier die Souveränität aufzugeben.

Der Tempelberg – ein Stolperstein

Das 144.000 m² große Areal des Tempelbergs, kaum 0,01 Prozent des gesamten Staatsgebiets, ist der Stolperstein, an dem alle Lösungsansätze ins Straucheln kommen. Die Israelis wollen hier lediglich einen für sie nicht unbedingt komfortablen Status Quo aufrechterhalten, in dem ihre theoretische Souveränität bestehen bleibt während der Alltag auf dem Haram vom Waqf geregelt wird. Die Palästinenser wollen dahingegen seit Beginn des Konflikts vor hundert Jahren die Geschichte dieses Ortes neu schreiben. Es mag heute verwunderlich erscheinen, aber die überragende Wichtigkeit, die die islamische Welt heute Jerusalem beimisst, ist keine Selbstverständlichkeit, sondern eine politische Schöpfung der Neuzeit. Noch 1919 konnten sich der damalige Führer der Zionisten Chaim Weizmann und der arabische Emir Faisal auf eine Übergabe Palästinas an die Juden einigen, wobei der Zugang zu den heiligen Stätten gewährleistet wurde. Erst die wachsende Bedrohung durch den Zionismus, gekoppelt mit der aufkeimenden palästinensischen Nationalbewegung, verlor Jerusalem ihren heutigen Status im Islam.

Die komplexen Beziehungen zwischen Islam und Jerusalem haben ihren Anfang bereits in den ersten Jahren der Herrschaft des Religionsstifters, dem Propheten Muhammad. In der Hoffnung, Juden den Übertritt zu seiner neuen Religion zu erleichtern, bestimmte er Jerusalem zur ersten Gebetsrichtung. Doch bereits nach zwei Jahren machte Muhammad eine sprichwörtliche Kehrtwendung als er erkannte, dass diese Geste die Attraktivität seiner Religion in den Augen der einflussreichen Juden nicht erhöhte. Im Exil in Medina beschloss er im Jahr 624, künftig die Gebete Richtung der Kaaba in Mekka zu richten. Nicht nur im physischen Sinne kehrte er damit Jerusalem und den Juden den Rücken, auch spirituell wurden sie zu „Feinden der Gläubigen“ stilisiert, die die „wahre Lehre“ verfälschten. Im Jahr 638 wurde Jerusalem von Muhammads Nachfolger Omar erobert, doch heilig war sie dem Islam damals noch nicht. Manche Historiker behaupten gar, der Kalif Omar habe den Juden die Errichtung einer Holzsynagoge auf dem Tempelberg gestattet. Doch schon bald sollten die Hoffnungen der Juden, auch ihren Tempel bald an selber Stelle errichten zu können, enttäuscht werden. Der Kalif Abd el-Malik errichtete hier im Jahr 691 den Felsendom, den ältesten islamischen Sakralbau der Welt.

Laut heutiger Argumentation rührt die Heiligkeit Jerusalems von der 17. Sure im Koran, in der eine wundersame Nachtreise des Propheten beschrieben wird. Doch hier wird lediglich „der ferne heilige Ort“ erwähnt, das Wort „Jerusalem“ kommt im Koran nicht einmal vor. Doch diese Überlieferung scheint den Errichtern des Felsendoms völlig unbekannt gewesen zu sein: insgesamt 240 Meter lang sind die Mosaiken, die den Felsendom mit Sure aus dem Koran schmücken, doch Sure 17 ist unter ihnen nicht zu finden. Der Felsendom, dessen Ausmaße exakt der damaligen Grabeskirche nachempfunden sind, ist ursprünglich wahrscheinlich eher als Propagandabau gegen das Christentum gedacht. Ein Wahrzeichen, das eine neue und modernere Religion in Jerusalem Einzug gehalten hat. Es begann ein Zyklus, in dem Jerusalem stets dann an Wichtigkeit gewann, wenn sie sich nicht in den Händen von Muslimen befand. Wurde sie jedoch von Muslimen beherrscht, versank sie bald in Vergessenheit. Das letzte Mal geschah dies in der Zeit der jordanischen Herrschaft (1948 – 1967), als das jordanische Staatsradio selbst die Freitagspredigt nicht aus der angeblich so zentralen al-Aqsa Moschee in Jerusalem, sondern stets aus Amman übertrug. In den knapp zwanzig Jahren jordanischer Herrschaft wurde die al-Aqsa Moschee nicht einmal von einem arabischen Staatsführer besucht.

Die Steine werden neu gedeutet

Die Rolle des altbewährten Zankapfels übernimmt Jerusalem nur, solange die muslimische Herrschaft von Andersgläubigen bedroht wird. Der moderne palästinensische Antijudaismus, der kaum einen Unterschied zwischen Juden und Zionisten macht, begann mit den Bemühungen des Großmufti von Jerusalem, Scheich Hadsch Amin al-Husseini. Der spätere Verbündete Adolf Hitlers betrat die politische Bühne Palästinas in den Ausschreitungen in Jerusalem im Jahr 1920, bei denen er eine zentrale Rolle spielte. Er begründete eine neue Tradition, als er behauptete, der Prophet Muhammad habe sein Pferd al-Buraq bei seiner Nachtreise genau an dem Ort angebunden, der von Juden als Klagemauer geheiligt wird. Diese sei demnach kein jüdisches, sondern ein islamisches Heiligtum. Dieser Umstand störte die Jordanier übrigens später nicht, die Gasse vor der Klagemauer zu einer Müllhalde umzufunktionieren. Mittels einer pan-islamischen Konferenz im Jahr 1931 gelang es Husseini, den Haram erneut als islamisches Heiligtum in die Erinnerung von Muslimen weltweit zu rufen. Die Moschee werde

nun von Juden bedroht, hetzte Husseini fortwährend, und führte so immer wieder zu gewaltsamen Zusammenstößen zwischen Arabern und Juden.

Die heutige Argumentation vieler Palästinenser, der Tempel von Jerusalem sei lediglich eine jüdische Kabale mit dem Zweck, ihnen die Herrschaft auf dem Haram zu entreißen, ist nur die logische Fortführung der extremistischen Haltung des Großmuftis. Eine sieben Meter breite Mauer, die während der Arbeiten im Sommer entdeckt wurde, wurde schnell wieder mit Pflastersteinen verdeckt. Manche Archäologen schätzten, dass dies der erste Fund sein könnte, der unmittelbar mit dem herodianischen Tempel verbunden ist. Wissen wird man es wahrscheinlich nie. Doch ungeachtet des archäologischen Verlusts ist das Verhalten des Waqf Anlass zur Sorge. Immer heftiger wird das jüdische Erbe des Tempelberges verneint, dabei nehmen die Mittel des Waqf inzwischen groteske Formen an. So erklären seine Funktionäre heute mit ernster Miene, die Klagemauer sei nicht von Herodes, sondern von den Nabatäern errichtet worden, und erklären sie dann selbstverständlich zu den Vorfahren der Palästinenser. Der Felsendom sei von Abraham errichtet worden, also lange, bevor es einen Tempel gegeben haben soll, behaupten inzwischen andere. Diese Haltung ist nicht mehr lediglich Ausdruck einer Schutzhaltung vor den gefürchteten israelischen Expansionsgelüsten, sondern ist ein Versuch, die Legitimation Israels zu untergraben. Wenn es die Tempel, und damit das Königreich Judäa, tatsächlich nie gab, was hätten dann die Nachkommen dieses Reiches in Palästina zu suchen? So haben die Bagger auf dem Tempelberg nicht nur die Aufgabe, auf dem Haram die Verlegung neuer Stromkabel zu ermöglichen, sondern gleichzeitig jedes Überbleibsel an eine jüdische Präsenz systematisch zu vernichten.

Im Vorfeld der für November 2007 geplanten Friedenskonferenz haben sich die Verhandlungspositionen von gemäßigten Israelis und Palästinensern bedeutend angenähert. Der PA-Präsident Mahmud Abbas fordert nicht mehr das Rückkehrrecht, Israel erwägt eine Teilung Jerusalems, Gebietsaustausch und teilweise Räumung von Siedlungen rücken eine Lösung in greifbare Nähe. Einzig in der emotionalen und vertrackten Frage des Tempelbergs, wie bereits in den gescheiterten Verhandlungen in Taba im Jahr 2000, scheint nicht nur die Annäherung oder kreative Lösung fast unmöglich. Ganz im Gegenteil: die Dynamik der Islamisierung rückt einen umfassenden Kompromiss, der es Palästinensern und Israelis ermöglichen würde, in Frieden nebeneinander zu leben, immer weiter in die Ferne.



Gil Yaron ist 1973 in Haifa geboren und lebte bis 1991 in Düsseldorf. Im Hauptberuf Arzt am Hadassah-Krankenhaus, ist er nebenbei Korrespondent für mehrere deutschsprachige Zeitungen und für Radiosender in der Schweiz und in Österreich.

Israels beschwerlicher WEG IN DIE NORMALITÄT

TEXT_JACQUES UNGAR

„Wer in Israel nicht an Wunder glaubt, der ist kein Realist.“ Mit dieser vor vielen Jahren aufgestellten Maxime setzte David Ben-Gurion, der erste Premierminister des jüdischen Staates, Maßstäbe, die den Werdegang und die Denkweise dieses Staates in den ersten sechs Jahrzehnten seiner Existenz wesentlich prägten.

Wunder lassen sich unter anderem dadurch definieren, dass sie rational nur begrenzt erklärbar sind. Wunder reichen in den Bereich des Religiösen, des Mystischen und Übersinnlichen hinein. Genau daran hatte Ben-Gurion gedacht, ein Mann, der nicht religiös im landläufigen Sinne, dafür aber umso mehr von ganz klaren Visionen für die Zukunft und die Entwicklung „seines“ Staates besesselt war. Aufgrund der Ausgangslage wusste er 1948, dem Gründungsjahr des Staates, dass Israel die ersten Wochen seiner Existenz nie würde überleben können, wenn man da nicht noch eine Prise des Wundersamen, Rätselhaften hinzu gibt. Die erdrückende Masse einer fanatisierten arabischen Welt, die sich anschickte, die Juden ins Meer zu werfen, kombiniert mit einer rüstungsmässigen eklatanten Unterlegenheit der Israelis liessen eigentlich nur ein Ergebnis des ersten israelisch-arabischen Kriegs zu: Das Verschwinden des Staates Israel von der Landkarte des Nahen Ostens kurz nach seiner Ausrufung am 14. Mai 1948.

Die zahlreichen Geschichten und Heldenlegenden aus der Anfangszeit des jüdischen Staates lassen als Antwort auf die Frage, ob Israel ein normaler Staat ist, nur ein eindeutiges „Nein“ zu. Bestärkt wird diese Position durch die Situation, wie sie unmittelbar vor der Staatsgründung geherrscht hatte. Israel entstand knapp drei Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges, bildlich gesprochen auf der Asche von sechs Millionen von den Nazis ermordeten europäischen Juden. Vielleicht ging Nahum Goldmann, Gründer und langjähriger Vorsitzender des Jüdischen Weltkongresses, etwas sehr weit, als er meinte, ohne Holocaust hätte der Staat Israel gar nicht entstehen können. Tatsache aber ist, dass das schlechte Gewissen eines Teils von Europa, angefangen bei den deutschen Wiedergutmachungs-Milliarden, ein gewichtiger Baustein bei der Errichtung und der Festigung des jüdischen Staates gewesen ist. Tatsache ist weiter auch, dass die hunderrtausenden von jüdischen Flüchtlingen und Holocaust-Überlebenden aus Europa,



zusammen mit den aus ihren arabischen Heimatstaaten hinaus geworfenen Glaubensgenossen, ein williges und billiges Arbeitsheer für den Aufbau des jungen Staates bildeten. Das bekannte „Bitte, Herr Professor, danke Herr Doktor“, mit denen aus Deutschland eingewanderte Akademiker sich die Ziegel beim Häuserbau weiter reichten, ist Tatsache, keine Legende. Auch in dieser Hinsicht unterschied das Israel der Kinderjahre sich grundlegend von den meisten anderen Staaten, wie etwa Indien, die von einer Kolonialmacht in die Unabhängigkeit entlassen wurden. Hinzu kommt, dass Israel sich sicher in den ersten Jahrzehnten seiner Existenz vollumfänglich und ohne irgendwelche Hinterfragung von Fakten und Situationen auf die Solidarität der jüdischen Gemeinschaft der Diaspora verlassen konnte, sowohl finanziell als auch in Bezug auf den politischen Lobbyismus. Vor allem in Kriegs- und Krisenperioden erlassen jüdische Organisationen in aller Welt immer wieder Notstandsappelle an ihre Mitglieder, bei denen hunderte Millionen von Dollar für Israel mobilisiert werden. Auch dieses Phänomen sucht seinesgleichen im internationalen Vergleich.

Ebenfalls nicht unbedingt normal waren die Atmosphäre und die Stimmung, die in den Anfangsjahren in Israel herrschten. Einerseits demonstrierten die Einwohner dieses aus einem Tief von Not, Verfolgung und Zerstörung entstandenen Staates eine alle ethnischen und religiösen Barrieren überspringende Solidarität, die getragen wurde vom Motto „Nie wieder“. Nie wieder wollten Juden sich wie wehrlose Lämmer zur Schlachtbank des Rassismus und Antisemitismus führen lassen. Der Staat Israel bot ihnen die moralische und faktische Rückendeckung, um das „Nie wieder“ nicht als leeres Lippenbekenntnis stehen zu lassen sondern in die Tat umzusetzen. Ein praktischer Ausdruck dieses Solidaritätsgefühls kann darin gesehen werden, dass in den 1940er und 1950er Jahren selbst in den Großstädten Wohnungen und Häuser auch nachts kaum abgeschlossen wurden. Der Gedanke, dass ein jüdischer Israeli einen anderen bestehlen würde, erschien damals tatsächlich absurd. Tempi passati, kann man da nur sagen, wenn man die Jahresstatistiken der israelischen Polizei durchforscht. In dieser Beziehung hat der jüdische Staat seit langem schon gleichgezogen mit dem Rest der Welt.

Der Umstand, dass die Einwohnerschaft Israels sich neben den Alteingesessenen aus Immigranten aus über hundert Staaten zusammensetzt, erweist sich als Hindernis auf dem Weg zur Formung einer echten Einheit mit dem Etikett „israelisch“. Im Gegensatz etwa zu New York und anderen amerikanischen Großstädten, in denen die Chinesen, Iren, Italiener usw. bis heute in klar abgegrenzten Vierteln wohnen, die man zur Arbeit verlässt, oder wenn man die Behörden aufsuchen muss, höchst selten aber aus gesellschaftlichen oder kulinarischen Gründen, hatten die Gründerväter des jüdischen Staates sich von Anfang an das Ziel gesetzt, Israel zum „Schmelztiegel der Nationen“ zu machen. In anderen Worten: Aus in einen Kochtopf geworfenen Jekkes aus Deutschland, den Jemeniten, Marokkanern, Amerikanern, den Franzosen, Südamerikanern, den Osteuropäern, Irakern usw. sollte der „neue Israeli“ entstehen. Zwar ist man der Verwirklichung dieses Zieles in den ersten sechzig Jahren ein gutes Stück näher gekommen, doch der Traum vom Schmelztiegel bleibt ein Traum. Mischehen zwischen Angehörigen der verschiedenen ethnischen sind heute zwar längst nicht mehr so verpönt wie noch vor 10–20 Jahren, doch haben Eltern noch immer nichts dagegen, wenn ihre Söhne und Töchter bei der Suche nach Partnern „unter sich“ bleiben, und die Riten der zahllosen Synagogen des Landes orientieren sich in ihrer überwiegenden Mehrheit bis heute nach der ethnischen Abstammung der Gottesdienstbesucher.

Kann man hinsichtlich des innerjüdisch-ethnischen Konkurrenzkampfes noch von einer kulturell-folkloristisch bereichernden Erscheinung sprechen (die Restaurants offerieren in dieser Hinsicht eine echte „embaras de richesse“), wird die Sache problematisch, wenn an das Verhältnis zwischen der jüdischen Mehrheit und der inzwischen bereits 20 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachenden arabischen Minderheit gedacht wird. Dass viele jüdischen Israeli sich kulturell-gesellschaftlich von ihren arabischen Nachbarn – Staatsbürger wie sie selber – abgrenzen, kann man mit einigem Hängen und Würgen noch verstehen. Dass die Israel-Araber aber auch heute noch diskriminiert werden, wenn es um die Suche nach einem Arbeitsplatz geht, um die Bereitstellung der Infrastruktur durch den Staat in Bereichen wie Bildung, Gesundheit oder sanitäre Einrichtungen, ist ein dunkler Fleck auf der Weste des Staates. Zahlreiche Regierungsprogramme zur Ausmerzung dieser Ungleichheit und Ungerechtigkeit sind bereits verabschiedet worden, doch de facto ändern die Dinge sich nur sehr zähflüssig und ohne übertriebene Begeisterung seitens des Establishments.

Bei der Suche nach einer Periode in Israels moderner Geschichte, in der sich der Charakter des Staates der globalen Normalität anzugleichen begann, spielt sicher die Zeit vor, während und nach dem Sechstagekrieg von 1967 eine dominierende Rolle. Der von 1948 bis zum Juni 1967 von allen Seiten bedrohte Kleinstaat, der Zufluchtsort einer bedrohten Minderheit, dem die Herzen eines Großteils der Welt nur so zuflogen, war durch einen brillanten Sieg seiner Armee gegen zahlenmäßig weit überlegene Gegner zur mi-

litärischen Groß- und zur Besatzungsmacht geworden. Das Volk, das sich während Jahrzehnten unter Berufung auf sein eigenes Schicksal gegen die Unterdrückung von Minderheiten zur Wehr setzte, war selber zum Herrscher über mehr als zwei Millionen Palästinenser geworden. Die Hintergründe – die Bedrohung der Existenz Israels durch die militärische Allianz zwischen Ägypten, Jordanien und Syrien und durch die Schliessung der Meerenge von Tiran – mögen das Vorgehen des jüdischen Staates als militärisch noch so gerechtfertigt erscheinen lassen – die Tatsache, dass Israels Image in der Welt von nun an nicht mehr durch Jaffa-Orangen und sonnige Meeresstrände geprägt wurde, sondern durch Merkava-Tanks, Uzi-Maschinengewehre, Elitekommandos usw. hatte eine irreversible Auswirkung auf die Position des Staates auf der internationalen Bühne. Zuerst nur hinter vorgehaltener Hand, dann aber immer offener wurde Israel als imperialistische, expansionistische Macht kritisiert, die den Palästinensern das Selbstbestimmungsrecht vorenthalten würde. Die Welt, abgesehen von den USA und bis zu einem gewissen Grad auch das noch mit der Vergangenheitsbewältigung befasste Deutschland, vertauschte in der Opfer-Beiniger-Gleichung die Israelis mit den Palästinensern. Das ging so weit, dass sogar israelische Opfer palästinensischer Terrorakte als Opfer einer falschen israelischen Politik abgebucht wurden. In einem in der Zeitung „Haaretz“ unter dem Titel „Das Land, das nicht erwachsen werden will“ erschienenen Artikel formulierte Prof. Tony Judt (Remarque-Institut, New York Universität) diese Entwicklung wie folgt: „Solche Vergleiche sind für Israels moralische Glaubwürdigkeit tödlich. Sie treffen das, was einmal sein stärkstes Anliegen war, die Behauptung, eine verwundbare Insel der Demokratie und des Anstandes in einem Meer von autoritären Regierungssystemen und von Grausamkeit zu sein, eine Oase des Rechtes und der Freiheit, umgeben von einer Wüste der Unterdrückung ...“ Selbst der Holocaust könne nicht länger als Entschuldigung für Israels Verhalten instrumentalisiert werden, fährt Judt fort. „In den Augen der beobachtenden Welt ist die Tatsache, dass die Urgroßmutter eines israelischen Soldaten (im KZ von Treblinka starb, keine Entschuldigung dafür, dass er eine am Kontrollpunkt wartende Palästinenserin demütigend behandelt ...“

Auf seinem Weg in die Normalität musste und muss Israel sich damit vertraut machen, dass nicht jeder Kritik am Verhalten des jüdischen Staates automatisch antisemitische Motive zugrunde liegen müssen. Angesichts der sich in den letzten Jahren vor allem in Europa wieder stärker regenden antijüdischen und neo-nazistischen Aktivitäten ist diese Teilung oft zwar rein semantischer Natur, doch würde es Israel nicht gut anstehen, sollte es sich jeglicher kritischen Konfrontation mit dem Argument entziehen wollen, mit der Kritik am jüdischen Staat würde man in jedem Falle den Antisemiten Steigbügelhilfe gewähren.

In nur sechs Jahrzehnten hat der Staat Israel im Bereich der Forschung und Entwicklung Distanzen zurückgelegt, für die andere Staaten oft mehrere hundert Jahre benötigten. Mit ihren Erfolgen in Bereichen wie Telekommunikation, Medizin und Bewässerungstechniken haben israelische Wissenschaftler sich weltweit führende Positionen erarbeitet. Zudem sprechen Ausländer der Wirtschaft des Landes ihr Vertrauen dadurch aus, dass sie jedes Jahr Milliarden von Dollar in Israel investieren.

Dieser Fortschritt fordert seinen Tribut, den man den negativen Normalisierungsprozess nennen könnte. Nicht nur vertieft sich die Kluft zwischen Arm und Reich in Israel von Jahr zu Jahr, und heute leben bereits rund 1,6 Millionen Landesbürger und -bürgerinnen unter der Armutsgrenze. Hinzu kommt, dass das Land in den letzten Monaten von einem Skandal zum anderen geschüttelt worden ist. Am meisten Aufsehen erregt hat dabei sicher der erzwungene Rücktritt von Staatspräsident Moshe Katsav, der im Verdacht steht, sich sexuell an Mitarbeiterinnen vergangen zu haben. Aber auch der in einigen Monaten zu erwartende Schlussbericht der Winograd-Kommission über die Gründe für das israelische Fiasko im zweiten Libanonkrieg hat es in sich, könnte er doch zum politischen Stolperstein für Premier Ehud Olmert werden. Und schliesslich demonstrierte der Zusammenbruch eines Immobilien-Giganten, dass nicht jeder Unternehmer gefeit ist gegen die Versuchung, seine Kontrolle über hunderte von Millionen zweckwidrig einzusetzen. Dass Katsav gehen musste, und dass Olmert und andere Politiker vor der Veröffentlichung eines Untersuchungsberichtes zittern müssen, hat bei aller Peinlichkeit etwas Positives. Es unterstreicht nämlich, dass Rechtswesen und Demokratie im jüdischen Staat intakt sind. Missstände werden aufgedeckt und geahndet.

Ben-Gurions Eingangszitat bedarf nach sechzig Jahren einer Anpassung an die Realitäten: „Wer in Israel nur an Wunder glaubt, der ist kein Realist.“



Jacques Ungar

Der Autor ist ein in Jerusalem ansässiger Schweizer Journalist, der für das Wochenmagazin „tachles“ und gelegentlich für die Neue Zürcher Zeitung schreibt.



JERUSALEM

Gott baute aus Seinem Rückgrat: Palästina aus einem einzigen Knochen: Jerusalem.

Ich wandele wie durch Mausoleen – Versteint ist unsere Heilige Stadt. Es ruhen Steine in den Betten ihrer toten Seen



Else Lasker-Schüler, (1868 – 1945) Gedichte, 1902 – 1943, dtv, 2. Auflage

WER NICHT AN WUNDER GLAUBT, ist kein Realist

TEXT_HANS MAAß

„Wie verändert!“ rief Friedrich. „Da ist ein Wunder geschehen.“ Mit diesem Ausdruck der Begeisterung kommentiert Dr. Friedrich Löwenberg in Herzls Roman „Altneuland“ den Anblick der Haifa-Bucht bei seiner Rückkehr nach zwanzigjährigem Rückzug auf eine einsame Insel.



„Wunder“ bedeutet hier: Ich hätte mir nicht vorstellen können, dass diese Gegend innerhalb von zwanzig Jahren eine solche Entwicklung nimmt. David Ben-Gurion, dem Gründer des modernen Staates Israel, wird der Satz zugeschrieben: „Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist.“ Leider kann niemand ganz genau sagen, wann und in welchem Zusammenhang er dieses mittlerweile geflügelte Wort gesagt haben soll. Bezog er es auf die grundsätzliche Möglichkeit, dass aus den Territorien, die die Vollversammlung der Vereinten Nationen am 29. November 1947 der jüdischen Bevölkerung im Mandatsgebiet Palästina zugestand, ein lebensfähiger Staat werden könne? Bezog er es auf seine Vision, die Zukunft Israels liege im Negev? Noch nicht einmal der hebräische Wortlaut wird einheitlich wiedergegeben. Israeliische Freunde teilten mir zwei verschiedene Versionen mit. Völlig übereinstimmend waren dabei nur die zentralen Worte, „wer nicht an Wunder glaubt“ – *mi sheno ma'amin benissim*. Ob dieser Satz noch durch ein vorangestelltes „jeder“ verstärkt wurde bzw. mit welchem hebräischen Wort „Realist“ wiedergegeben ist, wird unterschiedlich überliefert.

Mir begegnete dieser Satz erstmals bei meiner ersten Israelreise im Munde des damaligen Reiseleiters. Wiederholt zitierte er ihn beim Anblick von Kibbuzim im Negev, aber auch im Blick auf Israels militärische Stärke in drei Kriegen von 1948 bis 1977. Auf alles schien dieser Satz zu passen, und mit Sicherheit bestimmte er den Aufbaumut der ersten Generation, die felsiges Gelände rodete und Sumpfgebiete in fruchtbaren Ackerboden verwandelte. Herzls und Ben-Gurions Vision schienen sich gleichermaßen zu erfüllen! „Die Landschaft summte von Wundern“, schrieb einst Max Brod in seinem Jesus-Roman „Der Meister“ und fuhr dann erklärend fort: „Vom See herauf kamen Leute und erzählten, sie hätten gesehen, wie Jeschua durch seinen Blick und die ausgestreckte Hand Wahnsinnige geheilt habe.“ Einige Zeilen später, nachdem er auch von Widerständen und Rückschlägen berichtet hatte, fährt er dann fort: „Von solchen Einsprüchen unangefochten, auch von gelegentlichen Misserfolgen nicht ermüdet, zog der Meister seines Weges, in dem kraftvollen Vertrauen.“ Ist die Landschaft Wundern affin? Oder sind es die kraftvoll vertrauenden Gestalten, denen solche Wunder zu verdanken sind? Google nennt 847 Einträge für dieses Ben-Gurion Zitat. Die wenigsten befassen sich jedoch mit Ben-Gurions Gedanken. Meist dient es als Ausgangspunkt zur Darstellung dessen, was man selbst schon immer „glaubt“. Da findet sich beispielsweise ein Buchtitel: „Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist. Über die Kraft der Intuition.“ Ein anderer Beitrag mahnt, „Wer nicht an Wunder glaubt, sollte nicht beten“ und fährt dann fort: „Beten ist wunderschön.“

Allerdings ist Beten nicht etwas „Wunderschönes“, was einfach gut tut oder gar „harmonisiert und entspannt“. „Beten ist Realität. Beten heißt,

sich hineinwagen in die Realität der Übernatur. Wer betet, muss mit Wundern rechnen. Denn sie passieren.“ Der schillernde Umgang mit dem Wort „Wunder“ entlarvt die Qualität eines solchen Beitrags.

Ein Eintrag schreibt das Zitat, „Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist“, sogar Johannes Mario Simmel zu! Ein anderer zitiert es als Ausspruch Johannes Raus. Sogar in die Fußballwelt fand dieses Zitat 2007 Eingang: „Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist“, stand auf einem Transparent, das Stuttgarter Fans beim letzten Spiel zeigten. Roberto Hilbert hat sein Wunder schon erlebt – und ist Realist.“

Doch es finden sich auch Einträge, die sich auf den Entstehungszusammenhang dieses Zitats beziehen:

In der Sendung „Kulturzeit“ vom 12. Mai 2005 brachte der Fernsehsender 3sat einen Auszug aus einer Rede des früheren Außenministers Joschka Fischer: „Wer hätte nach dem Menschheitsverbrechen der Schoah, nach dem unendlichen Leid, das Deutsche über die Juden Deutschlands und Europas gebracht haben, zu hoffen gewagt, dass bilaterale Beziehungen, ja auch nur irgendeine Art von Verhältnis zwischen Deutschland und Israel möglich sein würde“, fragt der in Israel geachtete deutsche Außenminister Joschka Fischer und zitiert quasi als Antwort Ben-Gurion: „Wer nicht an Wunder glaubt, der ist kein Realist.“ Dies darf man mit Sicherheit als legitime Fortschreibung des einst von Ben-Gurion Gemeinten bezeichnen. Wolf Biermann schloss einen Artikel in DIE ZEIT vom 26.10.2006, Nr. 44 mit einem Erlebnis, das mir ebenfalls als legitime Interpretation des Ben-Gurion Zitats erscheint: „Wer nicht an Wunder glaubt, der ist kein Realist.“ – Ich stand in der Negev-Wüste im Kibbuz Sede Boker zusammen mit der israelischen Schriftstellerin Jonath Sened. Sie hat als kleines Mädchen bei Jizchak Katzenelson in einem Keller im Warschauer Ghetto Hebräisch gelernt. Sie zeigte mir das Arbeitszimmerchen eures Staatsgründers. Mir gefällt sein berühmter Satz. Auch ich glaube an Wunder, denn es ist schon ein doppeltes Wunder: Erstens, daß es uns Menschen überhaupt gibt. Und zweitens, daß wir noch immer leben. Ich glaube an das verzweifelte Lied aus dem Ghetto Wilna im Jahre 1943: „Mir lebn ejbig...“

Mit bekannter Bissigkeit kommentierte Henryk M. Broder in seinen „Tagebuch 2000“ diese Zukunftsvision: „Ben-Gurion soll mal gesagt haben: ‘Wer nicht an Wunder glaubt, der ist kein Realist.’ Mit Wundern haben die Israelis viel Erfahrung, nur mit der Realität tun sie sich schwer. Golda Meir kannte kein ‘palästinensisches Volk’, unter Begin und Shamir gab es keine ‘besetzten Gebiete’, nur ‘Judäa, Samaria und Gaza’, respektive ‘die Gebiete’. Kirchlich orientierte websites stellen das Zitat oft unkommentiert mit anderen Zitaten zusammen, die der Glaubensstärkung dienen sollen, etwa: ‘Was die westliche Welt daran hindert, Wunder zu sehen, sind nicht die Traditionen, auch nicht

die Lehren, sondern es ist die Angst davor, was andere über sie denken könnten.’ Alves, Beth – Amerikanische Predigerin.“ Hier wird das Erleben von Wundern ganz von der eigenen Befindlichkeit abhängig gemacht. Häufig dient das Zitat in Reden nur als „geflügeltes Wort“, das auf die unterschiedlichsten Situationen übertragen wird. Nicht besser ist es, wenn ein Prediger zwar den Zusammenhang zum Staat Israel herstellt, es aber bei dieser einen kleinen Seitenbemerkung bewenden lässt, ohne weiter darauf einzugehen oder Konsequenzen daraus zu ziehen: „Kann nicht nur ein Wunder Israelis und Araber zum Frieden bringen? Früher gab es in Israel den Spruch: Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist.“ (Ulrich Nembach, 21. Juli 2002, Göttinger Predigten im Internet). Man muss sich fragen, ob es dem Prediger tatsächlich um dieses Problem geht, oder ob er damit nur Aufmerksamkeit wecken will.

Völliger Missbrauch liegt dagegen vor, wenn „kirchensite.de“ einen längeren Beitrag über Lourdes mit den Worten beschließt: „Das Lourdes-Wasser aus der Grotte von Massabielle ist weiter gefragt; etwa 120.000 Liter fließen täglich – man sagt, es hätte magische Kräfte. ‘Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist’, meinte David Ben-Gurion. Als Staatsgründer Israels sollte er es wissen.“

Die Website „segne-israel.de“ (Link: „artikel/a_wunder.htm“) nimmt dagegen das Privileg theologischer Geschichtsdeutung für sich in Anspruch und kommentiert alle möglichen Begebenheiten aus den Kriegen des modernen Staates Israel: „Hier hat Gott durch ein Wunder in aussichtsloser Lage geholfen“ o.ä. Hier werden Ereignisse heutiger Geschichte dazu, als „Wunder heute“ zur Stützung der Glaubhaftigkeit biblischer Wundererzählungen funktionalisiert. Wird man damit der Wirklichkeit gerecht?

Nach biblischem Verständnis liegt ein Wunder dort vor, wo Menschen die unmittelbare Nähe Gottes erfahren – unabhängig davon, wie das jeweilige Ereignis anderen erscheint, ob es sich um den Durchzug durchs Schilfmeer oder die Heilung eines psychisch Kranken handelt, die Rettung aus bedrohlicher Seenot oder Wasser in der Wüste.



Hans Maaß,
geb. 1935, Studium der ev. Theologie,
Pfarrer, Schuldekan, Kirchenrat i.R.,
Lehrauftrag an der PH Karlsruhe,
Mitglied des DKR-Vorstandes.



Wie kann Krieg moralisch verteidigt werden? Wie nicht?

TEXT_YAACOV LOZOWICK

Anfang des Jahres war ich auf einer Lesereise in Deutschland. Wie üblich verbrachte ich kaum mehr als einen oder zwei Tage an einem Ort, stieß beinahe jeden Abend auf eine Gruppe fremder Menschen, mitunter in einer Stadt, die ich wohl andernfalls nie besucht hätte.

All diesen Leuten war gemeinsam, dass sie sich veranlasst sahen, an einem kühlen Abend sich eine Stunde lang von einem Fremden aus Israel anzuhören, dass sein Land gar nicht so schlecht sei, wie es ihnen die Medien weiss machen. Abgesehen davon schien die Zuhörer kaum etwas miteinander zu verbinden. Einige waren noch recht jung, andere weniger, einige trugen recht flippige Kleidung, andere sahen ganz bürgerlich aus. Es waren Studenten und Universitäts-Professoren unter ihnen, bekennende Atheisten, ein paar Geistliche und wahre Anhänger von Marx. Eine junge Frau, die sich als Irakerin vorstellte, erwies sich auf Nachfrage als Kurdin aus dem Irak. Einige wenige Juden, weit weniger als man erwarten würde, sofern man überhaupt Juden erwartet hatte in Saarbrücken oder Rostock. Einige gaben sich recht feindselig, wenn auch weit weniger als ich befürchtet hatte. Sehr wenige – aber auch diese gab es – brachten ihre persönlichen Erinnerungen an die Nazi-Zeit mit ein. Einige der jüngeren Studenten wussten derart wenig über diese Vergangenheit, dass mir der Atem stockte (einer von ihnen geriet bei der Vorstellung, der Krieg könnte einige der Gebäude seiner Heimatstadt Bonn zerstört haben, regelrecht außer Fassung).

Und dann gab es da doch noch einen kleinsten gemeinsamen Nenner. Mit der Ausnahme von vielleicht zwei Personen waren sich alle einig, dass der Untertitel meines Buches – „Eine moralische Verteidigung von Israels Kriegen“ – schlicht inakzeptabel sei. Kriege sind immer – per definitionem – ein Übel. Allenfalls ein notwendiges Übel, aber gewiss niemals moralisch zu verteidigen. Niemals. Unvorstellbar.

Ich gebe zu, als ich diese Dynamik erst einmal erkannt hatte, vermochte ich mich den eher unterhaltsamen Teilen des Abends zu öffnen. So stand immer jemand auf und stellte – in Abwandlungen – stets in etwa diese Frage: „Vieles von dem, was Sie uns heute Abend erzählt haben, war interessant, einiges davon sogar vernünftig, aber warum müssen Sie mit diesem schrecklichen Untertitel so provozierend sein?“ (zustimmendes Gemurmel im Publikum). In einigen Fällen wurde diese Frage sogar gleich zu Beginn vom Moderator des Abends im Rahmen seiner Vorstellung meiner Person gestellt. Meine einstudierte und vorbereitete Antwort sollte dazu dienen, Verwirrung und Zweifel auszulösen: „Aber was ist mit dem Zweiten Weltkrieg? (betretene Stille im Publikum). Wenn es denn je einen moralischen Krieg gab,

war dies nicht einer? (tödliche Stille, man hätte eine Stecknadel fallen hören können). Natürlich aus der Sicht der Alliierten, meine ich“.

Eines Tages wird jemand darüber schreiben müssen, wie sehr auch die Deutschen – und keineswegs nur die Juden – selbst im siebten Jahrzehnt nach dem Untergang des Nationalsozialismus durch diesen traumatisiert sind und es auf absehbare Zeit auch bleiben werden.

Es wird weitgehend Einigkeit darüber herrschen, dass einen Krieg zu führen, das Zweitschlimmste ist, was eine Gesellschaft machen kann. Einzig ein Genozid, ein Völkermord, ist schlimmer. Während in einem Krieg sich zwei Gesellschaften gleichermaßen anstrengen, um sich gegenseitig zu töten, ist es bei einem Genozid nur eine Seite, die möglichst viele Menschen der anderen Seite tötet, ohne selbst in großer Gefahr zu sein, getötet zu werden. Womit die Diskussion eigentlich beendet sein könnte, ist es doch offensichtlich, dass eine Gesellschaft, die sich der Gefahr des Genozids ausgesetzt sieht und durch einen Verteidigungskrieg zu retten versucht, nicht nur moralisch handelt, sondern – mehr noch – es wäre unmoralisch, es nicht zu tun. Ein Töten von begrenztem Umfang ist einem Töten von unbegrenztem Umfang zweifelsohne vorzuziehen. Ich räume ein, wenn es eine dritte Seite gäbe, die in der Lage wäre, einen Genozid ohne Kriegsgang zu verhindern, wäre das fraglos noch besser, aber wenn eine Nation derart mit Hass durchsetzt ist, dass sie den Willen zum Genozid offen bekundet, können Worte allein möglicherweise nicht ausreichen.

Allerdings kann ein Krieg nicht allein zur Verhinderung eines Genozids zu rechtfertigen sein. Er ist ebenso gerechtfertigt, wenn es um die Verteidigung all dessen geht, was das Leben lebenswert macht.

Die wichtigste Aufgabe einer Gesellschaft liegt darin, ihren Mitgliedern zu helfen, das Beste aus ihrem Leben zu machen. Einerseits ist diese Hilfe materieller Natur, etwa indem die Gesellschaft Bedingungen schafft, unter denen wir länger, gesünder und in größerem Wohlstand als unsere Vorfahren leben können. Andererseits soll uns die Gesellschaft Ideen, Werte, Überzeugungen und Verhaltensmuster anbieten, kraft derer – sofern wir sie übernehmen – wir unsere Würde und das Beste in uns, selbst unter den denkbar schrecklichsten Umständen, bewahren können. Die letztendliche Überlegenheit der Juden während der Shoah gegenüber ihren deutschen Peinigern lag in ihrer Fähigkeit, stets einen allerletzten Rest menschlicher Würde zu bewahren, selbst dort, wo man ihnen nichts mehr ließ, nicht einmal ihr Leben, während ihrer Peiniger jegliche Würde verloren hatten.

Einige Gesellschaften unterstützen und ermutigen ihre Mitglieder mehr als andere, das Beste aus ihrem Leben zu machen. Sie bieten ihnen nicht nur die nötigen Vorstellungen zur Lebensführung an, sondern auch die Freiheit, selbst ihre Entscheidungen zu treffen. Sollten sich die Mitglieder einer freien Gesell-

schaft bedroht sehen und sollte der einzige Weg, ihre Freiheit und die Fundamente ihrer menschlichen Würde zu bewahren, darin liegen, einen Krieg zu führen, wäre es rechtens, dies auch zu tun. Das ist die Botschaft, die sich so treffend in der Inschrift des Denkmals an die gefallenen Soldaten des Koreakrieges in Washington D.C. findet: „Freedom is Not Free“ (Die Freiheit ist nicht frei). Ein Töten in gewissen Grenzen kann einer unbegrenzten Tyrannei oder Entwürdigung vorzuziehen sein.

Unter zwei Bedingungen: Dass der Krieg der einzige Weg ist, sich zu verteidigen und dass er auf eine moralisch zu rechtfertigende Weise geführt wird.

Da dieser Beitrag für ein deutsches Publikum geschrieben ist, möchte ich unmissverständlich klarstellen, dass ein Krieg auch eine moralische Tat sein kann; es gibt nämlich Situationen, in denen dies die einzig verbleibende moralische Option darstellt und alle Alternativen unmoralisch sind. Darüber hinaus hat dies nichts mit der Entwicklung von Militärtechnologie oder den Fortschritten im internationalen Recht zu tun. Diese Einsicht ist so unverrückbar wie die menschliche Natur. So lange Gewalt zwischen menschlichen Gemeinschaften eine Option bleibt, so lange wird es moralisch sein, sie zu ergreifen und unmoralisch, sich ihr zu unterwerfen. Kompliziert wird dies freilich durch das eindringliche Gefühl in unserer Generation, man könne Gut und Böse nicht unterscheiden, wie es beispielsweise nachfolgender Leitspruch vieler Nachrichtenredaktionen treffend zum Ausdruck bringt: „Was den einen ein Terrorist, ist den anderen ein Freiheitskämpfer“. Ein Spruch, der natürlich unzutreffend ist.

Zugegeben, in Anbetracht der komplexen menschlichen Natur ist es nicht immer einfach, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Darüber hinaus ist es keineswegs zwangsläufig dass das, was einmal wahr war auch wahr bleibt. Es ist absolut möglich, dass das, was heute moralisch ist, morgen bereits weniger moralisch und im nächsten Jahr überhaupt nicht mehr moralisch ist. Eine Gesellschaft, die sich um Moralität im Krieg bemüht, muss hellhörig und unaufhörlich wachsam sein. „My country, right or wrong“ mag eine passende Haltung für Fußball-Fans sein, aber gewiss nicht für Bürger und Soldaten. Ein Grund, warum freie Gesellschaften eher als andere zumeist gerechte Kriege führen, liegt in ihrer Fähigkeit, sich permanent selbst in Frage zu stellen und das eigene Handeln zu überprüfen, selbst auf die Gefahr hin, vom Zweifel in die Verzweiflung zu geraten. Zur Fähigkeit, gerechte Kriege zu führen, gehört ebenso die Fähigkeit, gleichzeitig und andauernd Fragen zu stellen und Antworten zu geben, eine gewissermaßen dauerhafte Problematik des existenziellen Zweifels, untermauert durch leidvolle Erfahrungen – oder, wenn man es lieber so ausdrücken möchte – eine Zerreißprobe zwischen Zwangsläufigkeit und Ungewissheit.

Es geht hier um eine Angelegenheit für Erwachsene, denn der wohl größte Unterschied zwischen Erwach-

senen und Kindern liegt in der Fähigkeit Erwachsener, in moralischen Kategorien zu denken, den Unterschied zwischen Gut und Böse zu erkennen, zwischen beidem zu unterscheiden und dann zu wählen. Wählen zu können ist das fundamentale Kennzeichen von Moralität. Ohne Wahlmöglichkeit gibt es keine Moralität – aber sobald eine Wahlmöglichkeit besteht, folgt die Moralität ihr auf dem Fuße, ob wir es wollen oder nicht, denn sie ist Bestandteil sowohl der Entscheidungen, die wir treffen, als auch jener, die wir uterlassen.

Es gibt zwei Fragen, die sich im Blick auf einen Krieg stellen. Beide tragen lateinische Titel, denn es waren europäische Theologen des Mittelalters, die vor Jahrhunderten die entsprechenden Kriterien ausgearbeitet haben. Die erste Frage richtet sich darauf, ob der beabsichtigte Krieg letztlich gerecht ist, die „*jus ad bellum*“-Frage, und die zweite Frage darauf, ob die im Krieg angewendeten Methoden moralisch sind, die „*jus in bello*“-Frage.

Einen Krieg zu rechtfertigen kann mitunter recht einfach sein, etwa wenn es sich eindeutig um einen Verteidigungskrieg gegen einen unnachgiebigen Angreifer handelt, der durch keinerlei Verhandeln zu besänftigen war bzw. nur durch einen inakzeptablen Preis von einem Angriff abgesehen hätte. Aber einmal mehr ist auch das nicht so einfach, denn was einen Preis inakzeptabel macht, entspringt letztlich einem Werturteil. Diejenigen, die dem Ruf „Lieber Rot als Tot“ folgten, waren der Überzeugung, dass die Freiheit letztlich nicht kostbarer ist als das Leben selbst. Allerdings hatten die roten Regime ihren Leuten nicht selten beides anzubieten, rot *und* tot nämlich: Wenn du es mit Verbrechern zu tun hast, ist es keineswegs klar, dass die Vermeidung eines Krieges zwangsläufig Leben rettet. Was dieser Gedanke allerdings nicht belegt, ist dass keinen Krieg zu führen unmoralisch wäre, sondern dass es eine komplizierte Entscheidung ist, die sorgfältiger Überlegung bedarf.

Befindet sich eine Gesellschaft erst einmal im Krieg, ist es möglich, diesen auf moralische Weise zu führen – jus in bello – oder nicht, unabhängig von der Legitimität des Krieges selbst. Es ist möglich, einen gerechten Krieg auf unmoralische Weise zu führen und – zumindest theoretisch – einen ungerechten Krieg auf moralische Weise.

Die Moralität einer kriegerischen Auseinandersetzung liegt grundsätzlich in der Unterscheidung zwischen Soldaten, die sich – zumindest theoretisch – aus eigenem Willen beteiligen und allen Anderen. Ein moralisch geführter Krieg ist einer, der auf Soldaten beschränkt bleibt – also auf jene Vertreter beider Seiten, die bereit sind zu töten oder getötet zu werden. Und selbst unter Soldaten gibt es Möglichkeiten, mehr oder weniger moralisch zu handeln. Verwundete Soldaten, die

nicht mehr kämpfen können, sollten nicht mehr der Gefahr ausgeliefert sein, getötet zu werden, ebenso wie auch Soldaten, die sich ergeben haben, entwaffnet wurden und sich somit dem Krieg selbst entzogen haben.

Einige Kriege in der Vergangenheit wurden zwischen uniformierten Armeen auf einem klar umrissenen Schlachtfeld ausgetragen, und selbst heute kommen Luftkämpfe zwischen Kampffliegern und Panzerschlächtern in der Wüste jenen fast wie in einem Labor durchgeführten Kriege nahe, die ohne eine Gefährdung Nicht-Beteiligter ausgetragen werden können. Die meisten Kriege allerdings sind ganz anders. Seit Kriege geführt werden, kommt es zum Tod Unschuldiger. Der Theorie – und weit wichtiger: der Praxis eines gerechten Krieges kommt es darauf an, die Zahl unschuldig Getöteter auf jenes Minimum zu begrenzen, das gerade noch vertretbar ist, um die Ziele eines gerechten Krieges zu erreichen. Es nützt nichts, mit dem Kopf zu schütteln und zu verkünden, dass jeder Krieg zu jeder Zeit schlecht ist, denn das hieße, die Opfer eines Angriffs ihrem Schicksal zu überlassen, wie grausam auch immer dieses sei. Und was die Entscheidung zum Krieg betrifft ebenso wie die Entscheidung darüber, wie man ihn führt, so gibt es in der realen Welt keine vollständig zufriedenstellenden Antworten. Nur schmerzhaft.

Michael Walzer hat in seinem Seminar „Just and Unjust Wars: A Moral Argument with Historical Illustrations“ (Gerechte und ungerechte Kriege. Eine moralische Erörterung mit historischen Beispielen) die Theorie vertreten dass:

1. wenn eine Armee alles unternimmt, um Unbeteiligte nicht zu schaden,
2. der Schaden für Unbeteiligte mit dem Schaden des Nicht-Handelns gegeneinander abgewogen wurde,
3. nicht davor zurückschreckt wird, sich selbst in gewissem Umfang einer Gefahr auszuliefern, um sicherzustellen, dass Kollateralschäden möglichst minimal bleiben

wenn all das berücksichtigt wurde, sollte es erlaubt sein, so bedauerlich es auch sein mag, einen kollateralen Schaden in Kauf zu nehmen. Als Beispiel führte er einen Fall aus dem Zweiten Weltkrieg an, als britische Militärs entschieden, das potentielle Bemühen der Deutschen, in den Besitz atomarer Kampffähigkeit zu gelangen, zu vereiteln, obwohl dies unvermeidlich bedeutete, einige norwegische Zivilisten zu töten. Ich erinnere mich nicht mehr, ob es irgendwelche zivilen Schäden gab, als die Israelis den Nuklearreaktor im irakischen Tammuz kurz vor seiner endgültigen Errichtung zerstörten, aber selbst wenn es einige gegeben hätte, so war doch das Ausmaß des abgewendeten, potentiellen Schadens derart hoch, dass es ein Töten rechtfertigte. Sobald man auch nur eine Handvoll extremer Fälle kennengelernt hat, bei denen sich sogar ein minimaler Kollate-

ralschaden als moralisch gerechtfertigt erweist, ist das Prinzip etabliert. Von diesem Augenblick an muss sich die Diskussion auf die Realität und nicht auf die Doktrin konzentrieren.

**

Da sich meine deutschen Gesprächspartner weniger an bestimmten israelischen Handlungen, sondern an diesem Prinzip als solchem stoßen, und da dem israelischen Verhalten während der Kriege im vergangenen Jahrhundert ein ganzes Buch gewidmet ist, seien an dieser Stelle lediglich einige Grundlinien skizziert.

So lange Israels Existenz bedroht ist, ist die Entscheidung seiner Bürger, sich zu verteidigen, gerecht. Es mag unterschiedliche Meinungen dahingehend geben, ob eine solche Bedrohung existiert und in der Tat diskutieren sogar die Israelis selbst permanent über diesen Punkt. Im Rückblick meinen etwa einige Historiker, dass die Bedrohung in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts nicht so offenkundig war, wie es seinerzeit den Anschein hatte. Da aber die Entscheidung zum damaligen Zeitpunkt – und nicht in Universitätsseminaren ein halbes Jahrhundert später – gefällt wurde, handelt es sich hierbei um eine akademische und nicht um eine moralische Diskussion. Während der 1980er und 1990er Jahre fragten sich viele Israelis, ob das Ausmaß der existenziellen Bedrohung möglicherweise abnahm. Die Ereignisse des Septembers 2000, als die Palästinenser auf die ihnen unzulänglich erscheinenden Friedensangebote mit Gewalt reagierten, überzeugten eine große Mehrheit der Israelis, dass die Bedrohung sehr real war, wenn sie es denn je nicht gewesen wäre.

Keines der arabischen Länder, die Israel angegriffen haben, war selbst jemals in gleicher Weise bedroht. Es gehört nicht und hat nie zu den Zielen Israels gehört, auch nur irgendeinen seiner Feinde zu vernichten. Selbst der eine Fall, den man dagegen anführen könnte, nämlich dass Israel entschieden sei, die Existenz eines palästinensischen Staates zu verhindern, erweist sich als falsch. Von den Anfängen des Zionismus gegen Ende des 19. Jahrhunderts bis 1967 befanden sich die Juden zu keinem Zeitpunkt in der Lage, die Schaffung eines palästinensischen Staates zu blockieren. Seit Ende der 1970er Jahre hätte eine Mehrheit der Israelis einen palästinensischen Staat jederzeit einem Krieg vorgezogen. Gewiss, es gibt auf beiden Seiten ernsthafte Differenzen über die Bedingungen



Dr. Yaacov Lozowick,

Jg. 1957, lebt und arbeitet in Jerusalem. Er ist Historiker und seit 1993 Archiv-Direktor der israelischen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem. Zuletzt erschien von ihm: „Israels Existenzkampf. Eine moralische Verteidigung seiner Kriege“ (Konkret Literatur Verlag, Hamburg 2006).



eines Friedens, aber der Krieg mit den Palästinenser dreht sich um diese Bedingungen, und nicht um die Frage der palästinensischen Souveränität als solcher.

Gerade weil die existenzielle Bedrohung Israels noch eine ganze Weile lang eine gewisse militärische Stärke erforderlich macht, führt die israelische Gesellschaft permanent eine Diskussion um die Moralität der Mittel, die bei einer Kriegführung zum Einsatz kommen. Es gab Zeiten, etwa während der verschiedenen Einsätze am Sinai in den Jahren 1956, 1967 und 1973, wo dieser Aspekt weniger brisant war, weil es in den betroffenen Regionen kaum Zivilisten gab. Zu anderen Zeiten wiederum waren derlei Anstrengungen unterschiedlich erfolgreich.

Israels Scheitern geht im wesentlichen auf drei Gründe zurück:

Erstens: *Mangelnde Flexibilität*: Israels Feinde ändern ständig ihre Taktik und deren Kontext. Einen Krieg zu führen muss man – wie alle sozialen Aktivitäten – lernen und beständig den verändernden Umständen anpassen. Tut man dies nicht auf angemessene Weise, hat dies – im Gegensatz zu fast allen anderen Handlungen – den Tod von Menschen zur Folge. Zu wissen, wie man eine Panzerschlacht gewinnt, bereitet einen in keiner Weise darauf vor, wie man sich gegen bewaffnete Kämpfer, die aus einer Menschenmenge heraus schießen, zur Wehr setzt. Selbstmordattentäter, gegen die per definitionem keine Abschreckung wirkt, zu stoppen, erfordert andere Fähigkeiten als die Abwehr primitiver Raketenegeschosse.

Zweitens: *Zermürbung*. Das ist das Gegenteil des oben genannten Grundes, denn hier besteht das Problem nicht in einem Mangel an Wissen, sondern in einer fehlenden Bereitschaft, das Wissen anzuwenden. Es handelt sich um Zermürbung, wenn die Offiziere zwar alles darüber wissen, wie man die Soldaten ausbildet, die betroffenen Soldaten aber abstumphen. Sehr viel der Herzlosigkeit an den Straßensperren beispielsweise kann hierauf zurückgeführt werden. Die Straßensperren haben sich wiederholt als effektiver Bestandteil der Taktik zur Verhinderung von Selbstmordangriffen erwiesen – sie retten zweifellos Leben –, aber die jungen Männer, die hier ihren Dienst leisten, verhalten sich nicht immer so menschlich, wie sie es tun sollten.

Schließlich, drittens: *Hybris*. Auch dies kommt vor, etwa wenn Befehlshaber, die sehr genau wissen, wie viele – aufrichtige – Anstrengungen sie unternommen haben, um Kollateralschäden zu vermeiden, zunehmend selbst davon überzeugt sind, an alles gedacht zu haben, und ihre eigenen Entscheidungen nicht mehr überprüfen. Einige der Bombardierungen während des zweiten Libanon-Krieges im Jahre 2006 fallen unter diese Kategorie.

Dies alles ist ein Grund dafür, warum Israelis aller Gesellschaftsschichten sich an dieser Diskussion beteiligen. Sicher, es wurden Fehler gemacht, aber im Ergebnis sind es weitaus weniger als man – von einem historischen Blickwinkel aus betrachtet – hätte vernünftigerweise erwarten können. Unter denjenigen Nationen, die sich zu einem Krieg gezwungen sahen, gibt es nur sehr wenige, deren Streben nach Moralität gleichermaßen beständig wie ernsthaft war, wie das Israels.

[Aus dem Englischen übersetzt von Eva Schulz-Jander und Christoph Münz]

„Theologische Hintergründe und Probleme im Prozess der Anerkennung des Staates Israel DURCH DEN HEILIGEN STUHL.“

TEXT_RAINER KAMPLING

Einführung

Wenn man über ein Thema wie die Beziehungen des Heiligen Stuhls zum Staat Israel reflektieren will, wird man sich wohl vergegenwärtigen müssen, dass die Materie schon durch die Besonderheit der genannten völkerrechtlichen Subjekte komplex ist. Beiden ist historisch, religiös und kulturell viel mehr, explizit oder implizit, beigegeben als anderen Subjekten der Staatsgemeinschaft. Für beide gilt dies übrigens im Bösen wie im Guten.

Die Gründung des Staates Israel am 14. Mai 1948 war tatsächlich auch ein Akt der Wiedergeburt nach der Shoa, wiewohl man nicht vergessen darf, dass jüdische Siedlungen und Zentren bereits im osmanischen Bereich und britischen Mandatsgebiet erfolgt waren. Der Genozid an den jüdischen Europäern war nicht der Grund für die Staatswerdung Israels, er hatte aber die Notwendigkeit dafür unabweislich gemacht; der Zionismus und seine Ziele waren durch die Geschichte gleichsam auf fürchterlichste Weise bestätigt worden. Dennoch ist der Beschluss der Vereinten Nationen vom 29.11.1947 eben nicht ausschließlich als eine Folge der Shoa anzusehen, so sehr sich dieser antiisraelische Topos gegenwärtig verfestigt und z.B. durch die Machthaber der iranischen Diktatur landauf landab verkündet wird. Er entspricht vielmehr einer Tendenz zur postkolonialen Befreiung und anerkennt das historische gewachsene Recht von Juden – der dort ansässigen wie der Einwanderer – in Israel in staatlicher Gemeinschaft zu leben.

Die Worte Ben-Gurions in der Proklamation des Staates Israel knüpfen daher an ein die Geschichte übergreifendes Band zu den biblischen Zeiten: „Er (sc. der Staat Israel) wird auf den Grundlagen der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Friedens im Sinne der Propheten gegründet sein.“ In ähnlicher Weise erinnert die Nationalhymne des neuen, aber eben doch alten Staates an die geschichtliche Bindungen, wenn sie davon spricht, dass sich im Staate Israel die Hoffnung von 2.000 Jahren auf Freiheit im eigenen Land erfüllt. Es geht eben nicht nur um eine zeitlich bedingte Fluchtstätte der Verfolgten, sondern um die Wiederherstellung des Verlorenen. Dass die Legitimation sowohl innerhalb wie außerhalb des Staates Israel auch durch die Bibel erfolgte, bedurfte keiner eigenen Begründung, sondern wurde im Staatsnamen evident. Gewiss

gilt: Israel war und ist ein säkularer Staat, aber ist er auch Wirklichkeit in Hoffnung und Glauben. Deshalb war und ist der Staat Israel immer auch Objekt religiöser Vorstellungen und Sehnsüchte. Gleichsam neben dem realen Staatswesen existiert Israel als eine Projektionsfläche von kultureller und religiöser Erinnerung, Ansprüchen und Widersprüchen, die in vielfältigen verschiedenen Kontexten bisweilen durchaus ein Eigenleben führen. Israel steht immer für mehr als ein Land auf der Karte.

Was nun an Besonderheit für den Staat Israel gilt, trifft zweifelsohne auch auf den Heiligen Stuhl zu. Völkerrechtlich ist der Heilige Stuhl ein einzigartiger Fall, da die Völkergemeinschaft einer Person qua Amt einen völkerrechtlichen Status zuerkennt. Konkret heißt das, dass der Papst diplomatische Beziehungen zu anderen Staaten aufnimmt und von ihnen anerkannt wird. Der Heilige Stuhl vertritt nicht einen Staat oder ein Volk, sondern ist selbst handelndes Subjekt. Dieser Sonderstatus wird weder anderen Kirchenoberhäuptern noch Religionsführern zugestanden. Fragt man nach Gründen, so wird man auf die historisch gewachsene Bedeutung des Heiligen Stuhls im internationalen Geflecht verweisen können, die auch nach dem Ende des Kirchenstaats von der Völkergemeinschaft nicht einfach ignoriert wurde. Der Umstand, dass in zahlreichen europäischen Staaten der päpstliche Nuntius Doyen des diplomatischen Corps ist, legt davon ein würdiges Zeugnis ab. Jedoch ist auch nicht zu übersehen, dass damit eine Anerkennung des Papstamtes vollzogen wird. Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zum Heiligen Stuhl impliziert die Akzeptanz einer religiösen Vorstellung der römisch-katholischen Kirche durch säkulare Staaten, nämlich dass dem Bischof von Rom besondere Würden zukommen. Zwar ist es die Regel, dass der Heilige Stuhl die Interessen der katholischen Christen vertritt, aber völkerrechtlich sind jene nicht handelndes Subjekt, sondern allein der Heilige Stuhl. Im letzten handelt es sich beim Heiligen Stuhl als völkerrechtliches Subjekt um ein *Mixtum Compositum* aus geschichtlich Gewachsenem und von Fremdstaaten übernommenen Eigendefinitionen, das für

alle Beteiligten, ob gewollt oder ungewollt, voller religiöser Implikationen ist. Dass dies alles nicht einfach und vielleicht auch in allen Feinheiten nur von Völkerrechtlern zu durchschauen ist, wird man wohl zugestehen müssen; man kann diesen Befund an zwei Daten belegen. So kam es erst unter der Präsidentschaft von Ronald Reagan und dem Pontifikat von Johannes Paul II., der während seiner Regierungszeit eine überaus rege diplomatische Tätigkeit entfaltete, zu einer vollen völkerrechtlichen Anerkennung, während es zuvor nur persönliche Gesandte gab. Und dass der Heilige Stuhl und das Vereinigte Königreich erst 1982 Botschafter austauschten, lässt unschwer erkennen, wie lang die Schatten der Vergangenheit sein können.

Keht man nun zu dem Thema der diplomatischen Anerkennung des Staates Israels durch den Heiligen Stuhl zurück, so fällt zunächst gewiss auf, dass diese Anerkennung sich sehr spät, nämlich erst am 15. Juni 1994 vollzog, mithin zu einer Zeit, als dem Staat Israel nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Herrschaft fast nur noch von arabischen oder afrikanischen Diktaturen die diplomatische Anerkennung verweigert wurde. Hierfür die alleinige Verantwortung beim Heiligen Stuhl zu suchen oder die Verzögerung als Ausweis des katholischen Antisemitismus zu sehen, wie es z.B. Daniel J. Goldhagen gefällt,¹ verkennt, dass es auch in Israel in der Öffentlichkeit starke Strömungen gab, die die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zum Heiligen Stuhl angesichts der von Päpsten erfahrenen Verächtlichmachung, Verfolgung und Repressalien als eine Geringschätzung jüdischen Leids ansahen. Die umstrittene Rolle Pius XII. während der Zeit der Shoa war dem Anliegen ebenfalls nicht förderlich. Die Erinnerung von Völkern hält lange an und als der Staat Israel gegründet wurde, war dies eben auch die endgültige Öffnung der Tore des Ghettos, das im Kirchenstaat länger bestand als in jedem anderen zivilisierten europäischen Land.

Dass es auf Seiten des Heiligen Stuhls auch theologische Gründe für die späte Aufnahme voller diplomatischer Beziehungen gab, kann mit Recht vermutet werden, wenn man zugleich metho-

disch vor dem Problem steht, dass in den diplomatischen Quellen solche Hindernisse nicht angesprochen werden. Damit steht die letzte wissenschaftlich mögliche Verifikation dieser Annahme aus. Desgleichen muss man notwendig daran erinnern, dass es eben auch vehement politische Gründe für die späte Anerkennung gibt, die eng mit dem arabisch-israelischen Konflikt zusammenhängen.

Die Ruinen Jerusalems

Die Zerstörung Jerusalems durch die Römer im Jahre 70 hatte für die christliche Theologie eine eminente Bedeutung. Durch die Zerstörung der Stadt und des Zentralheiligtums waren, so die theologische Lesweise, die Schuldigen am Tod Jesu zugleich identifiziert und bestraft worden. Dieses Ereignis prägte nicht nur die neutestamentlichen Darstellungen des Sterbens und Todes Jesu, sondern wurde als Theologumenon tradiert. Die ahistorische Behauptung, die Juden hätten Jesus gekreuzigt, erhielt von dem als Gottesgericht gedeuteten Ereignis her seine Glaubwürdigkeit. Allerdings wurde sein Stellenwert noch dadurch erhöht, dass es nicht nur dazu diente Vergangenes zu deuten, sondern auch in die theologische Debatte und in die christliche Identitätsausbildung integriert wurde. So vertrat Origenes die These, dass die Zerstörung Jerusalems und der Verlust der staatlichen Souveränität des jüdischen Volkes ein Beweis für die Göttlichkeit Jesu sei. Diese These wurde zu einem festen Topos des Antijudaismus und begegnet in modifizierter Form in der gesamten christlichen Theologiegeschichte.² Das gesellschaftliche, juristische und soziale Elend von Juden wurde einerseits als Bestätigung des Strafgerichts gesehen, andererseits als Notwendigkeit für die permanente Bekräftigung der christlichen Wahrheit. Die Aufhebung eines solch entrechteten Status konnte als Angriff auf die christliche Religion verstanden werden. So erklärt sich auch die Aufregung, ja das Entsetzen über die Pläne des Kaiser Julian Apostata, den Tempel in Jerusalem wiederaufzubauen. Da christlicher Antijudaismus dem Wesen nach Zweifel an eigenen Glauben ist, bedurfte er systemimmanent der Bestätigung durch äußere Faktoren.

Dass es Juden gab, die sich keineswegs mit dem von der Kirche verordneten Status abfinden wollten, konnte folgerichtig nur als Frechheit, Verstocktheit und Hochmut verstanden werden. Schon in der Spätantike nahm man es dabei billigend in Kauf, dass man staatliche Organe, hier heidnische Römer, zum Werkzeug Gottes machte. So schildert Hieronymus die Folgen der Tempelzerstörung ohne einen Funken von Mitgefühl oder Mitleid: „An dem Tag, an dem Jerusalem von den Römern eingenommen und zerstört wurde, kann man sehen, wie das trauernde Volk ... zusammenströmt. In ihrer äußeren Erscheinung bezeugen sie den Zorn Gottes. Und während das Kreuz des Herrn schimmert, die Kirche seiner Auferste-

hung strahlt, und vom Ölberg die Kreuzesfahne glänzt, sieht man, wie das unglückliche Volk die Ruinen des Tempels betrauert und zugleich, dass es dennoch kein bemitleidenswertes Volk ist.“³ Die antijüdische Vorstellung, Juden käme nach Gottes Willen ein rechtlicher Minderstatus zu, findet sich bis in die Neuzeit. Gegen die Emanzipation der Juden als ein Anliegen, das von vielen europäischen Staaten forciert wurde, ließ Pius VII. die Juden Roms wieder ins Ghetto sperren, worin ihn seine Nachfolger – Leo XII. und Gregor XVI. – nachahmten. Dieses Vorgehen erschien selbst einem Mann wie Metternich als barbarischer Akt, gegen den er protestierte.

Spuren dieser Vorstellung schlugen sich auch in der Begegnung zwischen Theodor Herzl und dem Papst Pius X. nieder. Über dieses Treffen im Jahre 1904 liegen nur die Berichte Herzls vor, die aber durchaus glaubhaft sind. Die von Herzl erinnerte Reaktion des Papstes, die Juden hätten keinen Anspruch auf ihr Land, da sie nicht zum Glauben an Christus gefunden hätten, fügt sich in dieses Gedankengebäude des Antijudaismus ebenso ein, wie die Ankündigung, es gäbe auch im Heiligen Land Kirchen, um Juden zu taufen. Komplizierter stellt sich der Sachverhalt bei der Unterredung zwischen dem Vertreter des Zionistischen Weltkongresses Sokolow und Benedikt XV. dar; letzterer wollte, so die Mitteilung Sokolows, in der Rückkehr der Juden nach Israel durchaus eine göttliche Fügung erkennen. Allerdings steht dazu im Gegensatz der Protest des Heiligen Stuhls gegen die Balfour Declaration.⁴

Wie empfindlich man im Vatikan hinsichtlich des Heiligen Landes war, mag man daran erkennen, dass der Papst versuchte, seinen Einfluss geltend zu machen, als es um die Errichtung des Mandats ging. Er wollte eine katholische Macht, etwa das Königreich Belgien, anstelle des anglikanischen Vereinigten Königreichs sehen.⁵ Allerdings geradezu erschreckend liest sich ein anderes Dokument aus der Zeit der Shoa. Es handelt sich um das Schreiben des Erzbischofs Cicognani, Leiter der Apostolischen Delegation in den Vereinigten Staaten, an Myron Taylor, den Berater des amerikanischen Präsidenten. Das Schreiben ist auf den 22. Juni 1943 datiert. Der Heilige Stuhl selbst hatte sich an der Rettungsaktion jüdischer Kinder und Jugendlicher in der Slowakei beteiligt. Deren Verbleib ist Anlass für das Schreiben das hier in Auszügen wiedergegeben werden soll:

„Vor kurzem ist die Hilfe des Heiligen Stuhles bemüht worden, um Schwierigkeiten beim Transport jüdischer Kinder nach Palästina zu beseitigen. Deren Einwanderung aus europäischen Ländern ist von der Britischen Regierung erlaubt worden ... Im Jahre 1919 erwähnte Seine Heiligkeit Papst Benedikt XV. bei einer Ansprache vor dem Konsistorium der Kardinäle die große Fürsorge, welche die Päpste für die Erhaltung der ehrwürdigen und heiligen Stätten in Palästina gezeigt haben. Seit Jahren haben die Päpste Opfer gebracht, um die

heiligen Stätten vor den Händen der Ungläubigen zu bewahren. Jetzt, da ihr Besitz gesichert ist, muß er beschützt und gestärkt werden. Wenn die Macht der Ungläubigen in Palästina zunimmt, werden die heiligen Stätten wieder in Gefahr sein ... In dieser Frage müssen zwei Punkte berücksichtigt werden. Der erste betrifft die Heiligen Stätten (z.B. die Grabeskirche, Bethlehem usw.). Die Katholiken genießen gewisse Rechte bezüglich dieser Stätten und gerechterweise müssen diese ihre Rechte anerkannt und respektiert werden. Wiederholte formale Zusicherungen, daß diese Rechte respektiert werden, sind stets notwendig und werden nach dem jetzigen Krieg erneut nötig sein. Der zweite Punkt betrifft Palästina selbst. Die Katholiken der ganzen Welt sind diesem Land, das durch die Gegenwart des Erlösers geheiligt wurde und das als Wiege des Christentums hoch verehrt wird, in frommer Ergebung zugetan. Wenn der größere Teil Palästinas dem jüdischen Volk gegeben wird, wäre dies ein schwerer Schlag für die religiöse Bindung der Katholiken an dieses Land. Eine jüdische Mehrheit würde die friedliche Ausübung dieser Rechte im Heiligen Land, die den Katholiken bereits verliehen worden sind, behindern. Wenn eine 'hebräische Heimat' erstrebt wird, wäre es nicht allzu schwierig, ein passenderes Gebiet als Palästina zu finden. Mit einer zunehmend jüdischen Bevölkerung in Palästina würden gravierende neue internationale Probleme erwachsen. Katholiken auf der ganzen Welt wären empört. Der Heilige Stuhl wäre durch eine solche Entwicklung zu Recht brüskiert, denn sie stünde nicht in Einklang mit der karitativen Unterstützung, die Nicht-Arier vom Vatikan bekommen haben und weiter erhalten werden.“⁶

Dieses Schreiben ist ein Gemenge antijüdischer Vorurteile und politischer Einschätzungen. Unverhohlen wird die Verehrung des Heiligen Landes als „Wiege des Christentums“ mit der Nichtanwesenheit von Juden in Zusammenhang gebracht. Dass sich hier das oben dargestellte antijüdische Thema entbirgt, ist unschwer festzustellen. Dass das Klischee vom christenfeindlichen Juden nicht fehlt, nimmt in dieser Tirade nicht Wunder. Freilich kann man auch erkennen, wie durchlässig die Grenze zum rassistischen Antisemitismus ist. Der letzte Abschnitt allerdings ist entlarvend zu nennen. Denn sollte Erzbischof Cicognani mit seiner Einschätzung recht haben, erfolgte die karitative Unterstützung nicht etwa aus Nächstenliebe, sondern aus einem Do-ut-des-Prinzip. Dass selbst die endgültige Bedrohung der jüdischen Europäer an dieser Haltung nichts änderte, dafür gibt es wohl kein besseres Wort als das biblische: Verstockung.

Unser Jerusalem oder Wirungen der Substitutionstheologie

Die Faszination für das Heilige Land als christlicher Ort beginnt innerhalb der Kirche früh und hat Frömmigkeit und Geschichte geprägt. Gleichwohl wird man durchaus die Frage stellen dürfen, ob die Entdeckung Jerusalems und Israels als heilige Orte innerhalb des Christentums überhaupt eine neutestamentliche Grundla-

ge hat. Die Solidarität, die der Apostel Paulus von den jungen Gemeinden für die Kirche zu Jerusalem einforderte, ist sehr wohl von der Vorstellung zu trennen, eine Pilgerfahrt oder ein Kreuzzug sei dem Heil in irgendeiner Weise förderlich. Der Glaube kommt vom Hören und nicht vom Besuch als heilig erachteter Stätten. Freilich hat sich weder Frömmigkeitsgeschichte noch Politik um diese Einsicht gekümmert. Es ging wohl doch darum, den Glauben zu sehen, wie Ambrosius über die Kaisermutter Helena berichtet: „Helena kam denn und begann die heiligen Orte zu besuchen. Da gab ihr der Geist ein, das Kreuzesholz aufzusuchen. Sie begab sich auf Golgatha und sprach: '... Wie soll ich an meine Erlösung glauben, wenn die Erlösung selbst sich dem Auge entzieht?'“⁷

Wohl wissend um die Sensibilität von Muslimen und Christen hat sich Israel mit der Staatsgründung zum Schutz der heiligen Stätten verpflichtet. Man darf vermuten, dass die drängenden Forderungen des Heiligen Stuhls dabei eine gewichtige Rolle spielten. Denn diesen Umstand gilt es hinsichtlich der diplomatischen Anerkennung Israels wohl zu bedenken: Trotz der verschwindend geringen Zahl von Katholiken im Heiligen Land hat sich der Heilige Stuhl als Sachwalter der heiligen Stätten verstanden. Ohne Rücksprache mit anderen kirchlichen Gruppierungen, die ja keineswegs alle in Frieden mit dem Heiligen Stuhl lebten und leben, hat sich der Heilige Stuhl spätestens mit Benedikt XV. zum Sprachrohr christlicher Interessen im damaligen Mandatsgebiet gemacht. Gewiss ist diese Position auch mit dem päpstlichen Selbstverständnis zu erklären. Dennoch aber verweist der Anspruch auf die theologische Vorstellung der Substitution. Wiederum sei an das Tagebuch von Theodor Herzl erinnert. Bevor er den Papst traf, hatte er eine Begegnung mit dem Kardinalstaatssekretär, Rafael Merry del Val. Dieser erklärte ihm: „Die Geschichte Israels ist unser Erbe, sie ist unser Fundament.“⁸ Man könnte darin die Betonung von jüdischer und christlicher Gemeinsamkeit sehen, näher kommt man aber der Sache, wenn man die Aussage als Ausdruck eines Alleinvertretungsanspruch sieht. Die Vorstellung, die Kirche habe das Judentum als Gottesvolk abgelöst, beinhaltet eben auch die Aussage, dass das Alte Testament im eigentlichen Sinne ein christliches Buch geworden ist, das nun der Kirche gehört.

In Bezug auf Jerusalem wurde die Substitutionstheorie nicht nur spiritueller, sondern auch materiell aufgefasst. Die Stadt war zu einer christlichen geworden. Der Tempel wurde gleichsam substituiert durch das Grab Christi. Die Vorstellung, dass man, nachdem man der muslimischen Oberhoheit ledig geworden war, eine jüdische zu akzeptieren hätte, löste geradezu Entsetzen aus.

Während der Verhandlungen der UN über die Teilung des britischen Mandatsgebiets in ein jüdisches und arabisches Staatswesen wurde erwogen, die heiligen Stätten als „corpus separatum“ unter internationale Aufsicht zu stellen. Der darüber herbeigeführte Beschluss, dessen völkerrechtliche Verbindlichkeit von Anfang strittig war, hatte sich durch und mit den Er-

eignissen der Staatsgründung erledigt. Gleichwohl wurde dieser Plan immer wieder vom Heiligen Stuhl favorisiert, in die Diskussion eingebracht und seine Umsetzung insbesondere durch die katholische Lobby in den USA⁹ vehement gefordert. Der sonst doch eher zurückhaltende Pius XII. griff am Karfreitag 1949 mit dem Schreiben *REDEMPTORIS NOSTRI CRUCIATUS* in die politische Auseinandersetzung um die HI Stätten ein und forderte ihre Internationalisierung. Dass diese Forderung von israelischer Seite nicht als freundlicher Akt betrachtet wurde und das Verlangen nach diplomatischer Anerkennung nicht verstärkte, versteht sich von selbst, zumal nicht bekannt ist, dass der Heilige Stuhl in irgendeiner Form Protest erhoben hätte, als das Königreich Jordanien Juden den Zutritt zu ihren heiligen Stätten verwehrte.

Eine Lösung dieser strittigen Frage brachte tatsächlich erst die diplomatische Vereinbarung zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Staat Israel.

Zusammenfassung

Wirft man einen theologischen Blick auf die Aufnahme diplomatischer Beziehungen, so stellt sich nicht so sehr die Frage, warum diese so spät nach der Staatsgründung geschah, sondern warum so lange Zeit zwischen Nostra Aetate und der Anerkennung verstrich. Denn die Erklärung des Konzils hat die Grundlage für eine Erneuerung des Verhältnisses zwischen Juden und Katholiken gelegt und die Grundlage dafür geschaffen, eine Ekklesiologie ohne Abgrenzung und Abwertung des Volkes der Erwählung zu formulieren. Aber der Staat Israel wird in Nostra Aetate eben nicht erwähnt; aus der theologischen Reflexion folgerte keineswegs eine politisch-diplomatische Initiative. Die dem Konzil folgenden Jahre waren freilich auch nicht arm an politischen Verwerfungen. Es sei nur an den in Israel sehr zwiespältig erlebten Besuch Paul VI. erinnert, an die Affäre um den mit einer Waffenladung im Auto festgenommenen Erzbischof Hilarion Capucci, wobei das päpstliche Bemühen, ihn aus der Haft freizubekommen, 1977 einen offiziellen Briefwechsel zwischen den beiden völkerrechtlichen Subjekten nötig machte; nur nennen muss man die Libanonkrise und das Gesetz der Knesset über ganz Jerusalem als Hauptstadt am 30. Juli 1980.

Es bedurfte wohl eines Mannes wie Johannes Paul II., um die Wirrungen zu lösen.¹⁰ Am 20. April 1984 erklärt Johannes Paul II. in dem Apostoli-



Prof. Dr. Rainer Kampling
geb. 1953 im Münsterland, nach dem Zivildienst Studium der Katholischen Theologie, Lateinischen Philologie und Judaistik an der WWU Münster, 1983 Promotion, 1991 Habilitation, seit 1992 Professor für Biblische Theologie/NT an der Freien Universität Berlin

schen Schreiben „*Redemptoris anno*“ in Hinblick auf den Staat Israel, dass in ihm die Zeugnisse der Geschichte und des Glaubens des jüdischen Volkes aufbewahrt werden und er Anspruch auf Schutz und Unversehrtheit hat.¹¹ Damit war der Weg zur vollen diplomatischen gegenseitigen Anerkennung geebnet. Doch wird man sich nicht täuschen dürfen: Die langen Schatten der Vergangenheit werden verhindern, dass die diplomatischen Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und Israel allzu bald das Prädikat „normal“ verdienen.

¹ Die katholische Kirche und der Holocaust. Eine Untersuchung über Schuld und Sühne, Berlin 2002, 314 – 316; seriösere Informationen findet man bei: Sergio I. Minerbi, *The Vatican and Zionism: Conflict in the Holy Land 1895 – 1925*, New York 1990; Anthony Kenny, *Catholics, Jews, and the State of Israel*, New York 1993; Ulrike Koltermann, *Päpste und Palästina. Die Nahostpolitik des Vatikans von 1947 bis 1997* (Jerusalem theologisches Forum 2), Münster 2001; Paul Charles Merkley, *Christian attitudes towards the state of Israel*, Montreal 2001; Thomas Brechenmacher, *Der Vatikan und die Juden. Geschichte einer unheiligen Beziehung vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, München 2005, 235 – 257; Shalom Goldman, *Christians and Zionism: A Review Essay*, in: *American Jewish History* 93 (2005) 245 – 260. Umfassend über den Inhalt der diplomatischen Verhandlungen wird man hier informiert: Marshall J. Breger (Hg.), *The Vatican-Israel accords political, legal, and theological contexts*, Notre Dame 2004.

² Vgl. dazu meinen Beitrag: *Das Kreuz, die Historie und die christliche Judenfeindschaft. Nachdenken über Ursprünge und Zusammenhänge*, in: Hildegard Piegeler u.a. (Hg.), *Geliebte Religionen. Untersuchungen zur sozialen Gestaltungskraft religiöser Vorstellungen und Praktiken in Geschichte und Gegenwart* (FS Hartmut Zinser), Würzburg 2004, 97 – 105.

³ *Commentarii in Prophetas minores*. In: *Sophoniam*, 1,15.

⁴ Vgl. Merkley, *Christian attitudes*, 136 – 140.

⁵ Vgl. Minerbi, *The Vatican*, 23 – 24.

⁶ Zitiert nach: Clemens Thoma, *Auseinandersetzungen um die vatikanische Diplomatie im Zweiten Weltkrieg*, in: *Freiburger Rundbrief* 7 (2000) 2 mit weiterführendem Kommentar und Fußnoten.

⁷ Ambrosius, *Trauerrede auf Theodosius*.

⁸ Merkley, *Christian attitudes*, 137.

⁹ Vgl. dazu: Merkley, *Christian attitudes*, 140 – 143.

¹⁰ Vgl. meinen Beitrag: „... eine Erfahrung, die ich heute noch in mir trage ...“ *Die Israel-Theologie des Papstes Johannes Paul II. Ein Versuch*, in: Matthias Blum (Hg.), *Im Angesicht Israels. Studien zum historischen und theologischen Verhältnis von Israel und Kirche*, Stuttgart 2002, 261 – 272.

¹¹ *Per il popolo ebraico che vive nello Stato di Israele e che in quella terra conserva così preziose testimonianze della sua storia e della sua fede, dobbiamo invocare la desiderata sicurezza e la giusta tranquillità che è prerogativa di ogni nazione e condizione di vita e di progresso per ogni società.*; http://www.vatican.va/holy_father/john_paul_ii/apost_letters/documents/hf_jp-ii_apl_20041984_redemptionis-anno_it.html



WIR WARTEN
AUF WUNDER

SPRECHEN UNS FREI
VON SCHULD

SPRECHEN DIE ANDERN
SCHULDIG

WIR LASSEN UNS TREIBEN
VOM WIND
ER LÄßT UNS FALLEN

DAS WUNDER
WARTET AUF UNS

Rose Ausländer, *Das Wunder wartet*, in: Dies., *Hinter allen Worten. Gedichte 1980 – 1981* (Gesammelte Werke in sieben Bänden, hrsg. von Helmut Braun), Frankfurt am Main 1992, S. 9.



60 Jahre Kirche UND STAAT ISRAEL

Kirchliche Stellungnahmen zum Staat Israel sind so alt wie dieser selbst.

Der Staat wurde bekanntlich auf der Grundlage des UN-Beschlusses vom November 1947 am 14. Mai 1948 gegründet.

TEXT_FRANK CRÜSEMANN

Kurz danach fand vom 22. August bis zum 4. September in Amsterdam die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen statt, die erste überhaupt und vor allem die erste große kirchliche Konferenz nach dem 2. Weltkrieg. In einer Erklärung über „Das christliche Verhalten gegenüber den Juden“¹ heißt es: „Wir sehen, dass die Schaffung des Staates 'Israel' dem christlichen Ringen mit dem jüdischen Problem eine neue, politische Dimension verleiht und den Antisemitismus durch politische Befürchtungen und Feindseligkeiten zu komplizieren droht.“ Der Antisemitismus wird politisch – war er es etwa vorher nicht? – und ein politisches Urteil über die Vorgänge und die damit „berührten Rechte“ will man sich nicht anmaßen. So bleibt nur zu sagen: „die Kirchen haben die strenge Pflicht, für eine Ordnung in Palästina (sic!) zu beten und zu arbeiten, die so gerecht ist, wie das inmitten unserer menschlichen Unordnung nur sein kann.“

Das ist ein seltsames Urteil – prophetisch und un-solidarisch zugleich. Prophetisch ist im Rückblick auf nahezu 60 Jahre die Erkenntnis, dass der Antisemitismus durch die Staatsgründung nicht verschwinden, sondern „komplizierter“ wird, auch wenn naturgemäß die seitdem entwickelten Formen eines radikal-islamischen Antisemitismus noch nicht im Blick sein konnten. Hochproblematisch aber erscheint das Fehlen jeglichen Hinweises nicht nur auf den UN-Beschluss und damit die Rechtsgrundlage des neuen Staates, sondern besonders auch darauf, wie aktuell der Hinweis auf die Fortdauer des Antisemitismus damals war, denn die Stellungnahme wurde ja mitten im Unabhängigkeitskrieg formuliert, zu einer Zeit also, als der junge Staat und mit ihm viele Menschen, die dem Holocaust entflohen waren oder ihn überlebt hatten, wiederum um ihre Leben kämp-

fen mussten. Sich einer konkreten Stellungnahme zu enthalten, war faktisch eine massive und einseitige Stellungnahme.

Und das obwohl der Text einsetzt mit einem Blick auf die so kurz zurückliegende Katastrophe des europäischen Judentums. Er nennt die 110.000 ermordeten holländischen Juden und spricht von den 6 Millionen von Deutschland ermordeten Juden, allesamt Menschen des biblischen Volkes, mit dem man „in einer Solidarität besonderer Art“ verbunden sei. Der eigentliche Inhalt besteht dann in einer Zurückweisung des Antisemitismus, der – obwohl nicht ohne christliche Mitschuld entstanden und wirksam – „schlechterdings mit christlichem Bekenntnis und Leben unvereinbar“ und „eine Sünde gegen Gott und Menschen“ sei. Diese Sätze sind vorher und nachher eingebettet

christliches Selbstverständnis, christliche Frömmigkeit und Theologie sind keineswegs zu Ende gedacht und nach wie vor heftig umstritten.

Dieser Prozess vollzog sich parallel zu der konfliktreichen und blutigen Geschichte des jungen Staates Israel und seiner Nachbarn. Die politischen Fragen waren und sind deshalb von den theologischen nicht zu trennen. Das zeigt jedes Gespräch über „Christen und Juden“ von der Gemeindeebene bis zu Verhandlungen vor Synoden. „Was sagt die Kirche zum Staat Israel? Kann die Staatlichkeit Gottes Wille sein ...?“ war eine der ersten Fragen aus dem Publikum, als auf dem Kirchentag 1961 das Thema Juden und Christen zum ersten Mal in Deutschland vor einem größeren kirchlichen Publikum verhandelt wurde. Diese unabweisbare Verknüpfung eines zentralen theologischen mit einem höchst aktuellen politischen Thema soll im Folgenden näher betrachtet werden.

Einen ersten Hinweis können die Formulierungen des Dokuments *dabru emet* geben, mit denen jüdische Kreise der USA 2002 auf die Veränderungen im Christentum reagiert haben³. Die wichtigsten dieser Thesen sind im Indikativ formuliert: Juden und Christen, so heißt es da in den Thesen 1,2 und 4, „beten den gleichen Gott an“, „stützen sich auf das gleiche Buch“, „anerkennen die moralischen Prinzipien der Tora“. Die dazwischen stehende These 3, die dem Land und damit den aktuellen politischen Dimensionen gilt, spricht nur von den Christen und formuliert abweichend: „Christen können den Anspruch des jüdischen Volkes auf das Land Israel respektieren“. Sie „können“: Sie müssen es nicht und sie tun es durchaus auch heute nicht immer.⁴ Eine solche Einschränkung gilt zwar logischerweise auch für die anderen Themen, keine ihrer Aussagen gilt ja uneingeschränkt für alle Christinnen und Christen und alle Kirchen. Die innerjüdische Kritik hat das auch deutlich herausgearbeitet. Dennoch ist der Unterschied beachtlich. Er wird noch auffälliger, wenn man sieht, dass die deutsche Übersetzung zunächst die englische Formulierung „can respect“ indikativisch wiedergegeben hat: „Christen respektieren den Anspruch“⁵, als wäre es faktisch so oder als müsste es jedenfalls vom Kern des christlichen Glaubens aus so sein. Diese Übersetzung setzt einen gegenüber dem englischen Original problematischen Akzent und ist auch z.B. auf der offiziellen Internetseite korrigiert worden.

in eine nachdrückliche Erinnerung an den christlichen Auftrag zur Mission auch und gerade des jüdischen Volkes. Dem schließt sich die Stellungnahme zum „Staatwerden Israels“ an.

Obwohl ein Umdenken in Bezug auf das Verhältnis von Christen und Juden so kurz nach der Katastrophe kaum begonnen hat, zeichnet sich in der Art der Verbindung von grundsätzlich-theologischen Einsichten mit eher kurzschlüssigen aktuell-politischen Voten ein typisches Muster ab, das die Folgezeit bis heute prägen sollte. Sicher hat sich auf der einen Seite seitdem Vieles verändert. Die Kirchen haben seit dem Anfang der sechziger Jahre begonnen, eine neue Haltung gegenüber dem Judentum zu entwickeln, die seit dem 2. Vatikanum und in Deutschland seit der Rheinischen Synodalerklärung von 1980 eine kaum mehr absehbare Kette kirchenoffizieller Festlegungen hervorgebracht hat.² Wenn dabei neben einer Formulierung der christlichen Schuld durchgängig die Anerkennung der bleibenden Erwählung Israels und des nicht gekündigten Bundes Gottes mit dem Volk Israel im Zentrum steht, ist das ein tiefer Bruch mit der christlichen Theologie, wie sie sich seit dem 2. nachchristlichen Jahrhundert entwickelt hat. Die Folgen dieses Neuansatzes für

grundsätzlichen die konkrete Einschätzung der Lage auseinander fiel, zeigen die schmerzhaften Konflikte innerhalb der Arbeitsgemeinschaft Christen und Juden beim Kirchentag.⁷

Ich frage im Folgenden nach den grundlegenden Problemen, die sich in den christlichen Stellungnahmen spiegeln. Während es trotz aller Differenzen im theologischen Kern um eine einheitliche Richtung und Tendenz geht, sind die Reaktionen auf die politischen Fragen sehr viel uneinheitlicher, unsicherer, widerspruchsvoller und neigen vor allem dazu, einer allzu klaren Festlegung auszuweichen. Viel mehr als eine recht allgemeine Erklärung grundsätzlicher politischer Solidarität ist selten zu finden, und selbst die fehlt oft genug. So belässt es etwa die Erklärung der „Gemeinschaft reformatorischer Kirchen in Europa“ (Leuenberger Kirchengemeinschaft) von 2001 bei einer Unterstützung der Friedensbemühungen auf allen Seiten, weist „jede direkte politische Inanspruchnahme der biblischen Landverheißungen“ zurück, aber ebenso jeden Versuch, diese christlicherseits als „überholt“ anzusehen; die Anerkennung der Erwählung Israels darf „in keinem Fall“ zur Unterdrückung anderer führen“.⁸

Wo man all diesen Fragen nicht einfach ausweicht, sind es vor allem drei Problemfelder, die – sich vielfach überschneidend – hier hineinspielen.

■ Handelt es sich beim Staat Israel und seiner Gründung um ein direkt theologisch relevantes Ereignis oder aber um einen Vorgang im profanen Raum? Zwar ist der Zusammenhang zwischen dem Volk Israel und dem Land für die jüdische Religion konstitutiv. Eine theologisch positive Bewertung des Judentums unter Absehung davon ist nicht möglich. Aber die biblischen Landverheißungen sind ja im Blick auf das Verhältnis zu anderen Menschen und Völkern im Land offen formuliert, und die konkrete Gestalt des Staates und seine Entstehung sind durch die komplexen historischen Ereignisse des 20. Jh.s bedingt. Entsprechend unterschiedlich sind die christlichen Wertungen. Sie gehen von Israel als „Zeichen der Treue Gottes“, wie es – allerdings zugleich bezogen auf die „fortdauernde Existenz des Volkes Gottes“ sowie „seine Heimkehr in das Land der Verheißung“ – im Rheinischen Synodalbeschluss heißt⁹, bis hin zur nachdrücklichen Betonung, dass es sich um einen rein säkularen Vorgang handle, etwa in den drei Studien der Evangelischen Kirche in Deutschland.¹⁰ Die in Deutschland seit den traumatischen Vorgängen von 1933/34 so umstrittene Frage einer theologischen Beurteilung aktueller historisch-politischer Vorgänge spielt hier hinein. Ein Problem dabei ist m.E. die geradezu sträfliche Außerachtlassung der Politik der eigenen Regierung. Während sich sonst politische Voten aus dem kirchlichen Raum an die jeweils betroffenen politischen Organe bzw. die potentiellen Wähler richten, sind hier davon unabhängige, quasi theologische Urteile und Forderungen nicht selten. Nur auf dem Hintergrund der traditionell unheilvollen Rolle des Judenthemas im christliche Denken ist zu erklären, dass der Übergang

von der rein theologischen Ebene zur Beurteilung und Beeinflussung der konkreten Konflikte nicht wirklich beachtet und reflektiert und anders als in anderen Fällen eine Art Weltgerichts-Kompetenz beansprucht wird. Die Formulierung von Amsterdam bringt deshalb bis heute Typisches zur Sprache: Dass der Staat „Israel“ mit seinen Konflikten „dem christlichen Ringen mit dem jüdischen Problem eine neue, politische Dimension verleiht“, ist eine ebenso bezeichnende wie letztlich zynische Formulierung des Problems.

■ Eine zweite Ebene ist die Frage nach Recht und Unrecht, nach (möglichen) Menschenrechtsverletzungen, nach Notwendigkeit und Folgen der Besetzung seit dem 6-Tage-Krieg und immer wieder und immer noch eine ethisch-rechtliche Beurteilung der Vorgänge bei Staatsgründung und im Unabhängigkeitskrieg von 1948. Bekanntlich herrscht bei diesen Fragen in Europa wie Deutschland stimmungsmäßig seit langem eine kritisch-distanzierte Haltung zur israelischen Politik vor. Immer wieder stößt man auf die Neigung, allein das Unrecht der Besetzung anzuprangern, ohne die historische Entwicklung und den größeren Zusammenhang zu sehen und ohne Fehler und Unrecht der palästinensischen Seite auch nur anzusprechen. Dabei wird nicht selten kritisiert, dass von der deutschen Schuld her eine gewisse political correctness eine Kritik an Israels Politik nicht wirklich zulasse. Eine andere Gefahr ist zweifellos, dass gerade bei einer auch theologisch positiven Sicht des Staates Israel, die reale Politik Israels mit (biblisch-)ethischen Maßstäben gemessen wird, die man an keine andere Politik, besonders nicht an die der Gegner anlegt.¹¹

Es könnte an dieser Stelle hilfreich sein, sich einen Moment lang auf einen Vergleich mit anderen kritischen Beurteilungen von Politik zu besinnen. Wenn die USA unter Präsident Bush – oder früher etwa im Vietnamkrieg – heftig kritisiert werden, so steht – selbst wenn man eine grundsätzliche Kapitalismuskritik einbezieht – niemals die Existenz der USA oder gar des amerikanischen Volkes in Frage. Dasselbe gilt etwa für Menschenrechtsverletzungen durch China. Dasselbe hat sogar trotz der größten denkbaren Verbrechen für Deutschland im 2. Weltkrieg gegolten. Bis auf eine kurze Phase des sog. Morgenthauplans hat niemals die Fortexistenz des deutschen Volkes und seine grundsätzliche politische Eigenständigkeit in Frage gestanden. Genau das aber ist im Fall Israel anders. Solange etwa das erklärte Ziel der Hamas oder gar des iranischen Präsidenten die völlige Beseitigung Israels ist, der eigenen Staatlichkeit mit grundsätzlicher Inkaufnahme der Auslöschung größerer Teile der Bevölkerung, muss jede Beurteilung der Lage diese Bedrohungen mit einbeziehen.

■ Die christlichen Kirchen sehen sich schließlich grundsätzlich in einer doppelten Loyalität: gegenüber den im Land verankerten Kirchen und besonders den palästinensischen Christinnen und Christen wie gegenüber dem jüdischen Staat Israel. Gerade Kirchen, die wie die westfälische mit dem ausdrücklichen Verzicht auf jegliche Judenmission auf der theologischen

Ebene besonders weit gegangen sind, haben diese Haltung ausdrücklich formuliert.¹² Man muss es von der antijüdischen Christentumsgeschichte her wie von der Identifikation vieler Christen mit den angeblich oder wirklich leidenden und ihrer Rechte beraubten palästinensischen Volk schon für einen wichtigen Schritt ansehen, wenn diese doppelte Verpflichtung deutlich ausgesprochen und vor allem in der Realität durchgehalten wird. Gerade auf der ökumenischen Ebene ist dies nach wie vor eher die Ausnahme. Das hat die ausgesprochen einseitige Stellungnahme einer Konferenz des Ökumenischen Rates im Juni 2007 in Amman wiederum deutlich gezeigt.¹³ Während von der Sicherheit Israels nur grundsätzlich und abstrakt in wenigen Zusammenhängen gesprochen wird, stehen die Probleme der Palästinenser, die Mauer und die Forderung nach Beendigung der Besetzung völlig im Zentrum ohne irgendeine Analyse der Gesamtsituation. Dahinter steht nicht zuletzt die massive Präsenz arabischer Christen auf einer solchen Konferenz, während die jüdische Seite in der Regel nicht vertreten ist.

Mit diesen drei thematischen Feldern sind unausweichliche und nicht zu umgehende Konstellationen angesprochen, die jede Urteilsbildung mit prägen. Ob es etwa im Bereich der deutschen Kirchen trotz ihrer weitgehenden theologischen Neuorientierung gegenüber dem Gottesvolk in Konfliktzeiten wiederum zur faktischen Aufkündigung der Solidarität mit Israel kommen wird, kann nur die Zukunft zeigen. Nicht zu bezweifeln aber ist, dass die Arbeit an der politischen Entscheidung zur theologischen Anerkennung Israels theoretisch und praktisch erheblich weitergehen muss. Zu vieles ist hier bisher nicht zu Ende gedacht. Vom dem Befund, wie er sich heute darstellt, sind es vor allem drei Aspekte, die nach meinem Urteil eine stärkere Berücksichtigung finden sollten:

■ Dass die Anerkennung des ungekündigten Bundes zwischen Gott und Israel auch zur uneingeschränkten Anerkennung des Inhalts bzw. des „physische(n) Zentrum(s) des Bundes“¹⁴, nämlich der Landzusage, führen muss, ist in den Kirchen bisher nicht überall mit der nötigen Klarheit wahrgenommen worden.¹⁵

■ Urteile und Forderungen sollten nicht länger die politischen (und militärischen) Dimensionen des Konflikts allein oder vor allem aus theologischen und moralischen Grundsätzen ableiten, ohne die

Geschichte des Konflikts und die politische Analyse ausreichend zu berücksichtigen. Ein erster Schritt dazu könnte die stärkere Einbeziehung der eigenen, also z.B. der deutschen resp. europäischen Politik sein.

■ Die grundsätzliche Anerkennung einer doppelten Loyalität muss auch im ökumenischen Bereich dazu führen, die israelische Sichtweise genau wie die andere Seite einzubeziehen oder aber stellvertretend zu Gehör zu bringen. Hier christliche stärker als jüdische Stimmen zu berücksichtigen, setzt faktisch den alten christlichen Antijudaismus und Antisemitismus fort.

¹ Text nach R. Rendtorff/H. H. Henrix Hg., Die Kirchen und das Judentum. Dokumente von 1945 – 1985, Paderborn/München 1988, 325 – 329.

² Texte bei Rendtorff/Henrix (Anm. 1) sowie H. H. Henrix/W. Kraus Hg., Die Kirchen und das Judentum. Dokumente von 1986 – 2000, Paderborn/Gütersloh 2001.

³ Dt. Übersetzung bei Henrix/Kraus 974 – 976, englischer Wortlaut in: www.jcrelations.com.

⁴ Zu einer entsprechende Kritik s. etwa E. Brocke, in: R. Kampling/M. Weinrich Hg., Dabru emet – redet Wahrheit. Eine jüdische Herausforderung zum Dialog mit den Christen, Gütersloh 2003, 103 – 112.

⁵ So die offizielle Übersetzung bei Henrix/Krause 975; ebenso bei H. Frankemölle Hg. Juden und Christen im Gespräch. „Dabru emet – Redet Wahrheit.“ Paderborn/Frankfurt/M 2005, 41.

⁶ Am deutlichsten der lippische Landessuperintendent Ako Haarbeck: „Nicht einmal die Bereitschaft zu einem weiteren Völkermord des irakischen Herrschers Saddam Hussein, besonders an Israel, rechtfertigt den Krieg“ (zit. nach G. Kammerer, In die Haare, in die Arme. 40 Jahre Arbeitsgemeinschaft „Juden und Christen“ beim Deutschen Evangelischen Kirchentag, Gütersloh 2001, 143).

⁷ Vgl. Kammerer, In die Haare 112ff.137ff.

⁸ Kirche und Israel. Ein Beitrag der reformatorischen Kirchen Europas zum Verhältnis von Christen und Juden, Leuvenberger Texte Heft 6, Frankfurt/M 2001, 76.

⁹ Rendtorff/Henrix 594. Vgl. bes. a. die Handreichung „Israel: Volk, Land und Staat“ von 1970 (Rendtorff/Henrix 461ff).

¹⁰ Rendtorff/Henrix 573f; Henrix/Krause 662f und bes. 913ff.

¹¹ So explizit die holländische Studie „Israel: Volk, Land und Staat“ von 1970 (Rendtorff/Henrix 476f).

¹² Evangelische Kirche von Westfalen, Israel – Palästina. Frieden im Nahen Osten, Materialien für den Dienst 3/2003.

¹³ Ökumenischer Rat der Kirchen. Internationale Friedenskonferenz, „Kirchen gemeinsam für Frieden und Gerechtigkeit im Nahen Osten“, Amman, Jordanien 19. – 20. Juni 2007 (Aufruf von Amman), s. www.oikumene.org/documents.

¹⁴ So die Formulierung von Dabru emet.

¹⁵ Dazu F. Crüsemann, Bausteine zu einer christliche Theologie des jüdischen Landes, in: Die Gemeinde als Ort von Theologie, FS J. Seim, Bonn 2002, 31 – 45, weitgehend identisch mit: ders., Christen können den Anspruch es jüdischen Volkes auf das Land Israel respektieren, in: H. Frankemölle Hg., Juden und Christen im Gespräch. „Dabru emet – Redet Wahrheit.“ Paderborn/Frankfurt/M 2005, 155 – 180.

Landeskirchliche Stellungnahmen zum Staat Israel siehe: www.deutscher-koordinierungsrat.de



Prof. Dr. Frank Crüsemann
geb. 1938 in Bremen ist Alttestamentler und lehrte bis zu seiner Emeritierung an der Kirchlichen Hochschule Bethel.

MARTIN BUBERS ZIONISTISCHE IDEE

Ein Land und ZWEI Völker

AUSWAHL_DR. HANS MAAß

Auf dem XII. Zionistenkongress 1921 trug Martin Buber auch einen „Vorschlag einer Resolution zur arabischen Frage“ vor, um den er von der „Hitachdut Hapoel Hazair u-Zeire Zion“, der er angehörte, gebeten worden war. Darin heißt es u.a.: „Verhandlungen mit der nichtjüdischen Bevölkerung Palästinas waren eine logische Konsequenz der Balfour-Deklaration. Wenn sie leider nicht früher erfolgt sind, dann hätten sie so bald erfolgen müssen, als es möglich war. (...) Ich weiß, wie schwer das ist, mit Völkern zu verhandeln, die als Völker noch gar nicht konstituiert sind, noch nicht ihre legitime Vertretung haben. Und wie erst mit dem arabischen Volk! (...) Allerdings haben die Verhandlungen zwei Voraussetzungen, damit sie Erfolg haben können. Die eine Voraussetzung ist ein der ganzen Welt sichtbarer planvoller Beginn einer großen realen Kolonisationsleistung, die zweite ein konkretes politisches und wirtschaftliches Programm als Basis der Verhandlungen. Mir scheint, dass beides gefehlt hat.

Er plädiert in diesem Zusammenhang für eine jüdische Einsicht in die „dauernde Wirklichkeit der vorderasiatischen Völker, ihrer Bestrebungen und Bewegungen, denen, wo sie aus reinem, echtem und gerechtem Lebenswillen stammen, unsere nationale Sympathie gebührt. (...) Und darum lege ich Ihnen zum Schluss im Namen der Gruppe, die ich hier zu vertreten habe, (...) mit dem Wunsch und in der Hoffnung, dass sie der Kongress (...) im unabgeschwächt gleichen Geiste beschließen möge, folgende Kundgebung in Form einer Deklaration vor:

„In dieser Stunde (...) sei von neuem vor den Nationen des Abendlandes und denen des Morgenlandes erklärt, dass der starke Kern des jüdischen Volkes entschlossen ist, in seine alte Heimat zurückzukehren und in ihr ein neues, auf unabhängiger Arbeit begründetes Leben aufzubauen (...). Diesen Entschluss (...) vermag keine irdische Macht zu erschüttern. Jede Gewalttat, die um seinetwillen uns angetan wird, setzt der Urkunde unseres nationalen Willens ein Blutsiegel auf.

Aber dieser nationale Wille ist nicht gegen eine andere Nationalität gerichtet. Das jüdische Volk, seit zweitausend Jahren in allen Ländern eine vergewaltigte Minderheit, wendet sich nun, da es wieder als Subjekt seiner Geschichte in die Weltgeschichte eintritt, mit Abscheu von den Methoden des Herrschaftsnationalismus ab, dessen Opfer es so lange war. Nicht um ein anderes Volk zu verdrängen oder zu beherrschen, streben wir in das Land zurück, mit dem uns unvergängliche historische Bande verknüpfen und dessen heute so dünn bevölkerter Boden, zumal bei intensiver und folgerichtiger Bewirtschaftung, Raum genug für uns und für die ihn gegenwärtig bewohnenden Stämme bietet.

Unsere Rückkehr nach Erez Israel, die sich in den Formen einer stetig zunehmenden Einwanderung vollziehen muss, will kein fremdes Recht beeinträchtigen. In einem gerechten Bund mit dem arabischen Volke wollen wir die gemeinsame Wohnstätte zu wirtschaftlich und kulturell blühenden Gemeinwesen machen, dessen Ausbau jedem seiner nationalen Glieder eine ungestörte autonome Entwicklung sichert.

Unsere Kolonisation, die der Rettung und Erneuerung unseres Volkstums allein gewidmet ist, hat ja nicht die kapitalistische Ausbeutung eines Gebiets zum Ziel und dient nicht irgendwelchen imperialistischen Zwecken, ihr Sinn ist die schaffende Arbeit freier Menschen auf gemeinschaftlicher Erde. In diesem sozialen Charakter unseres nationalen Ideals liegt die mächtige Bürgschaft für unsere Zuversicht, dass zwischen uns und dem arbeitenden arabischen Volke eine tiefe und dauernde Solidarität der wirklichen Interessen sich offenbaren wird, die alle von den Verwirrungen des Augenblicks erzeugten Gegensätze überwinden muss.

Aus dem Bewusstsein dieser Verbundenheit wird sich in den Angehörigen beider Völker eine im öffentlichen und persönlichen Leben betätigte Gesinnung gegenseitiger Achtung und gegenseitigen Wohlwollens ausbilden. Dann erst wird wahrhaft sich in geschichtlicher Größe die Wiederbegegnung der zwei Völker vollziehen.“ (86 ff.)

Weitere Zitate:
www.deutscher-koordinierungsrat.de

„Die Geschichte verlief nicht nach unseren TRÄUMEN“

60 JAHRE STAAT ISRAEL -
WIDERSPRÜCHLICHES ZU EINEM VIELSCHICHTIGEN THEMA

TEXT_KATJA KRIENER



I. „Die Geschichte verlief nicht nach unseren Träumen“¹ 60 Jahre Staat Israel – Widersprüchliches zu einem vielschichtigen Thema

„Als wir jung waren, waren wir idealistisch. Wir waren voller sozialistischer Ideen. Wir träumten davon, einen Staat aufzubauen, in dem wir einst in Frieden und Sicherheit mit der arabischen Bevölkerung leben würden. Wir hatten die sozialistischen Ideale vor Augen: Im Staat strebten wir eine egalitäre Gesellschaft an. Gerecht sollte es zugehen. Unserem Selbstverständnis nach war Zionismus sozialistisch, später eher sozialdemokratisch.“²

Aber die Geschichte verläuft nicht nach den Träumen! Friedliche sozialistische Aufbauarbeit war dort nicht möglich, wo die Ansprüche zweier Völker aufeinander trafen. Fragt man heute Freunde in Israel, was Ihnen zum Thema „60 Jahre Staat Israel“ einfällt, so sind es die Geschichten vom hoffnungsvollen Aufbruch, die dann erzählt werden, vom Wunder des Geschaffenen, ehe es zur Trauer über den Zustand des heutigen Staates kommt. „Wir hatten keine Alternative – darum waren wir siegreich in all den Kriegen“, heißt es dann und „wir haben wohl immer wieder Siege, aber nie einen Frieden erreicht!“

Vier Jahrzehnte sind vergangen seit jenem Krieg von 1967, in dessen Folge Israel sich nachhaltig und grundlegend verändert hat. „Ungefähr zwei Drittel seiner Geschichte ist Israel nun schon Besatzungsmacht. Der israelische Staat ist nur 19 der jetzt 59 Jahre seiner Existenz frei gewesen vom bössartigen Geschwür der Okkupation. Die überwiegende Mehrheit der sieben Millionen Israelis kennt keine andere Realität. Und auch die überwiegende Mehrheit der vier Millionen Palästinenser, die unter der Besatzung leben, kennt keine andere Realität. Die andauernde militärische Okkupation und die jüdischen Siedlungen, die sie fortbestehen lassen, haben israelische Regierungen stürzen lassen und die Demokratie des Landes und seine politische Kultur an den Rand des Abgrunds geführt. Sie haben die Fundamente der israelischen Gesellschaft verändert, die Wirtschaft und die Armee, die Geschichte des Landes und seine Sprache, seine moralischen Überzeugungen und sein internationales Ansehen. Ein Staat, der aus der Katastrophe der Vernichtung des europäischen Judentums entstanden ist und aus dieser stets die absolute Legitimation für die Art und Weise seiner Gründung und die Tatsache seiner Existenz gezogen hat, ist wegen der Siedlungen in seinem Inneren zersplittert und wird im Ausland zunehmend zum Gegenstand bitterer Kontroversen.“³

II. „Als aber Jeshurun fett ward, wurde er übermütig“⁴

Enttäuschung wird laut, wenn es um den heutigen Zustand des Staates geht. In Israel hat das Vertrauen in Regierung, Parlament und staatliche Institutionen einen Tiefpunkt erreicht. „Nichts als Korruption und Desaster, innenpolitisch und außenpolitisch“, hört man dann resigniert. Ursachen und Gründe lassen sich allenthalben finden: „Die arabische Welt hat uns nie gewollt!“ – oder eher selbstkritisch andersherum: „Wir sind nie wirklich im Nahen Osten angekommen und haben uns auf ein Leben hier in arabischer Umgebung nie wirklich eingelassen!“ Andere meinen: „Es war der Likud, der das Land eingerissen hat.“ Oder: „Schuld sind die Religiösen!“ Oder: „Ohne die Siedler könnten wir längst Frieden haben!“ Wieder andere wissen: „Eins ist klar: Es wird nur einen Staat Israel geben, jüdisch, demokratisch oder eine Besatzung in der Westbank mit Siedlungen und Siedlerbewegung, ständig unterstützt von der Armee, beides zusammen geht nicht!“ So schwingt viel Ratlosigkeit, Resignation und Trauer mit in all den Gesprächen. Trauer über den Verfall eines Staates. Dabei zeichnet sich der Weg vom Modellstaat zum internationalen Paria schon länger ab: Nicht erst die Feiern zum 50jährigen Jubiläum des Staates standen unter der Überschrift: „Jubel ohne Glanz!“⁵

Erinnert wird wohl immer wieder an die ideologischen Grundlagen des Projekts in der **Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel**, verkündet in der Nacht vor Beendigung des britischen Mandats am 14. Mai 1948: „... Der Staat Israel wird der jüdischen Einwanderung und der Sammlung der Juden im Exil offen stehen. Er wird sich der Entwicklung des Landes zum Wohle aller seiner Bewohner widmen. Er wird auf Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden im Sinne der Visionen der Propheten Israels gestützt sein. Er wird all seinen Bürgern ohne Unterschied von Religion, Rasse und Geschlecht soziale und politische Gleichberechtigung verbürgen. Er wird Glaubens- und Wissenschaftsfreiheit, Freiheit der Sprache, Erziehung und Kultur gewährleisten, die Heiligen Stätten unter seinen Schutz nehmen und den Grundsätzen der Charta der Vereinten Nationen treu bleiben.“⁶

III. Die Visionen der Propheten auf der Menora vor der Knesset in Jerusalem: „Nicht durch Macht und nicht durch Stärke“⁷

Wie ein großes Wahrzeichen steht sie da – die Menora vor der Knesset in Jerusalem, das Emblem des Staates Israel, für das man sich im Jahre 1949 offiziell entschied.

Auf dem Wappen des Staates wird die Menora, das uralte Symbol des jüdischen Volkes, von zwei Olivenzweigen umrankt, die die Friedensseh-

sucht des jüdischen Volkes versinnbildlichen sollen. Die Menora, der fünf Meter hohe Leuchter aus Bronze vor dem Parlamentsgebäude in Jerusalem, wurde 1956 von der British Labor Party der Knesset als „Geschenk des ältesten an das jüngste Parlament“ übergeben. Auf der Menora sind 29 Motive abgebildet, die jeweils ein charakteristisches Moment aus der Geschichte Israels darstellen. Der unterste Arm, von dem der Stamm mit dem Motiv des Aufbaus des Staates Israel ausgeht, bildet auf seinen beiden Seiten den Spruch des Propheten Sacharja ab: „Das ist das Wort des Ewigen an Serubbabel: Nicht durch Macht und nicht durch Stärke, sondern durch meinen Geist, spricht der Herr der Heerscharen.“ (Sach 4,6) Liest man diesen Ausspruch im Zusammenhang der ersten sechs Kapitel des Buches Sacharja und im weiteren Zusammenhang der anderen Stimmen in den prophetischen und geschichtlichen Büchern der Hebräischen Bibel, die sich auf die Ereignisse dieser Zeit beziehen, so trifft man auf Texte, die dem Wort Sacharjas zu widersprechen scheinen. Ganz anders klingen die Visionen des Propheten Jesaja (vgl. Jes 40,1ff), die die Rückkehr des Volkes und die Herrschaft Gottes über das Land beschreiben, als die armselige Rückkehr, die bei Sacharja und Nehemia geschildert wird.

„Die Juden, die zusammen mit dem Hohenpriester Josua und mit Serubbabel, einem späten Sproß des Königs David, aus der babylonischen Gefangenschaft in die Heimat ihrer Väter zurückkehrten, fanden in ihrem Land Ruinen und von Unkraut überwucherte Felder. In was für einem armseligen Zustand sich die Rückkehrer sogar noch eine Generation später befanden, erfahren wir aus dem biblischen Buch Nehemia. Die fremden Volksstämme, die sich im Lande angesiedelt hatten, verspotteten die Juden, die sich wieder einen Tempel und ummauerte Städte bauen wollten. Sie verleumdete sie vor den persischen Oberherren als Rebellen und taten alles Mögliche, um den Wiederaufbau zu vereiteln. Da verloren so manche Rückkehrer den Mut. Wie weit war doch die Wirklichkeit von den großen Erwartungen entfernt, die Jesaja und andere große Propheten mit ihren Visionen erweckt hatten! Wo war das wiedererstandene Reich und sein König aus Davids Geschlecht, den alle Völker als ‚Maschiach‘ (Messias), einen Gesalbten Gottes, verehren würden? In Wirklichkeit war Judäa eine winzige Provinz im gewaltigen Perserreich.

Da trat Sacharja auf, um den Rückkehrern neuen Mut einzuflößen und redete ihnen zu, im Vertrauen auf eine lichtvollere Zukunft ihr Werk doch fortzusetzen. Er sprach auch dem Hohenpriester Josua und dem Königsanwärter Serubbabel, die beide ihrer Sache noch nicht sicher waren, Mut zu und er versuchte, ihnen im Volk Anerkennung zu verschaffen.

Gleich die Lage der ersten zionistischen Siedler, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts, von Malaria-Mücken umschwärmt, Sümpfe trocken legten, nicht ein bisschen der der Rückkehrer aus dem babylonischen Exil? Wer hätte damals geglaubt, dass diese ‚Chaluzim‘ (Pioniere) tatsächlich die Grundlage für den Staat Israel schaffen würden? Grund genug, um die Bedeutung des goldenen, siebenarmigen Leuchters, der Sacharja

in einem Traumgesicht erschienen war (Sach 4, 1 – 6) zweieinhalb Jahrtausende später auf der Menora gegenüber der Knesset in Erinnerung zu rufen. ... 'Nicht durch Macht und nicht durch Stärke, sondern durch meinen Geist, spricht der Herr der Heerscharen'. Der Ausspruch klingt zu gewaltig, um sich nur auf die damalige Stunde der Geschichte zu beziehen. Seit langem haben Juden, und nicht nur Juden, aus diesem Satz noch anderes herausgehört: Sie hörten das messianische Ideal des Friedens zwischen allen Völkern heraus, das schon von den großen Vorgängern des Sacharja, von den Propheten Micha und Jesaja, verkündet worden war. Weltfriede, kein Streben mehr nach Macht und Herrschaft als oberstem Ziel, keine Kriege mehr!⁸

IV. Die Geschichte entwerfen⁹ Friedensbemühungen heute – das wahre Erbe Herzls

„WENN IHR WOLLT IST ES
KEIN MÄRCHEN!“

Inwieweit es realistisch ist, auf Friedensbemühungen im Sinne der Propheten Israels zu setzen, damals wie heute, sei dahingestellt. Wer auf Schusswaffen, Gewehre, Raketen, Macht und Stärke von Besatzung setzt, kommt nicht voran, das scheint ein Ergebnis der letzten vierzig Jahre zu sein. Offensichtlich ist der Konflikt für keine Seite militärisch lösbar. Dies kommt in fast allen Gesprächen, sei es in Tel Aviv, Jerusalem, Bethlehem, Ramallah oder der Negev zum Ausdruck. An militärische Lösungen, „Macht und Stärke“ – Einsätze im israelisch-palästinensischen Konfliktgeschehen glaubt kaum noch jemand. Umso tragischer das hilflose Agieren auf allen Seiten.

Ob und wie es jedoch zu irgendeiner nachhaltigen Stabilisierung der komplexen und unberechenbaren israelisch-palästinensischen Beziehungen in naher Zukunft kommen wird, ist nicht absehbar. „Die Bewohner von Gaza sind gefangen in einem großen Ghetto, wie in einem großen Gefängnis. Es gibt über 65 Prozent Arbeitslosigkeit, keinen Aus- bzw. Zugang nach Gaza zu Land, Luft oder See. Die Verzweiflung ist total“, berichten Angehörige von Freunden in Bethlehem. Die Siedlungen werden mehr und größer, die Mauer wird länger und länger, die Besatzung verursacht jeden Tag ungezählte unvorstellbare Auswüchse. Die Raketenangriffe auf Sderot werden nicht gestoppt.

„Wir wollen viele Dinge in diesem Staat verändern, seine historischen Narrative. ... Wir wollen die Besatzung draußen und die Diskriminierung drinnen beenden. Wir wollen eine neue Basis für die Beziehung zwischen dem Staat und seinen arabisch-palästinensischen Bürgern herstellen.“¹⁰ Es gibt immer noch viele Menschen auf beiden Seiten des Konfliktes, die versuchen, sich nicht vom Klima des gegenseitigen Hasses mitreißen zu lassen.

„Eine neue Generation wird kommen,“ erklärt ein palästinensischer Gesprächspartner, „so wie es vorher geschehen ist – die eine Altersgruppe wird müde und die nächste Gruppe wird ihren Platz einnehmen. Wenn die Besatzung nicht zu einem Ende kommt und es keinen Frieden gibt, einen Frieden, der die nächste Generation zu den Universitäten, zur Familie, zur Arbeit und zum Geschäft zurückkehren lässt, dann wird eine neue Infatada ausbrechen“.

„Vielleicht ist es ein Vorteil, der mit dem Alter kommt“, schreibt Uri Avnery, „(h)eute, im Alter von 83 Jahren, kann ich vieles in der Perspektive sehr viel längerer Zeitspannen sehen. Denn unter der Oberfläche gibt es Strömungen in umgekehrter Richtung. Alle Meinungsumfragen belegen, dass die eindeutige Mehrheit der israelischen Öffentlichkeit sich mit der Existenz des palästinensischen Volkes abgefunden hat, auch mit der Notwendigkeit der Bildung eines palästinensischen Staates. Die Regierung hat gestern die PLO anerkannt und wird morgen die Hamas anerkennen. Die Mehrheit hat sich mit Jerusalem als zukünftiger Hauptstadt beider Staaten abgefunden. In größer werdenden Kreisen der Gesellschaft hat eine Entwicklung der Anerkennung des Narrativs des anderen Volkes begonnen.“¹¹

Die Geschichte des anderen hören: Das ist auch das Prinzip des Schulbuchs, das eine Gruppe von Lehrern gemeinsam erarbeitet hat. „Es ist noch viel zu tun – die Wirklichkeit ist so kompliziert.“¹² Mit ihrem Schulbuch, das beide Perspektiven zeigt, wollen Lehrer aus Israel und Palästina den Konflikt entschärfen.

„Learning each others historical narrative“ heißt es und soll die israelisch-palästinensische Geschichte des 20. Jahrhunderts aus beiden Perspektiven zeigen: Links steht die israelische Erzählung, rechts die palästinensische und in der Mitte ist Platz für diejenige der Schülerinnen und Schüler. Die Methode hat der israelische Psychiater Dan Bar-On entwickelt, inspiriert von seiner Gesprächsarbeit mit den Nachkommen von Tätern und Opfern des Nationalsozialismus. Dabei ist das Prinzip, Geschichte aus verschiedenen Perspektiven zu schildern, keineswegs neu. Aber es ist revolutionär, wenn die Regierungen der beteiligten Gruppen noch mitten im Konflikt stehen. „Die Entwerfung der Geschichte“ nennt es der palästinensische Erziehungswissenschaftler Sami Adwan, der gemeinsam mit Dan Bar-On das Peace Research Institut in the Middle East (Prime) leitet.



Katja Kriener,
geb. 1958, Studium der ev. Theologie, Vorsitzende des Studienprogramms „Studium in Israel“, Landespfarrerin in der Studienstelle für das Christlich-jüdische Gespräch der Ev. Kirche im Rheinland.

Unter dessen Dach haben sie 2002 das Schulbuchprojekt initiiert. „Unsere wichtigste Mission ist, Gräben zu überwinden: das Misstrauen, die starren Vorurteile, die negativen Haltungen und Gefühle.“¹³

Vielleicht klingt es wie ein Märchen und ist doch die eigentliche Fortsetzung des Herzlschen Diktums: „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen!“ Entgegen aller Realität, aussichtslos und verlacht, mit nur einigen Dutzend Menschen, die an die Utopie eines Staates glaubten, setzte er unbeirrt seine Vision fort. So bleibt es auch heute reine Utopie, dass die Kräfte mit ihren Friedensbemühungen in Schulbüchern und Friedensinitiativen nach einem Friedensabkommen streben¹⁴, das Misstrauen zwischen den ehemaligen Feinden allmählich abbaut, sodass vielleicht ein Zustand erreicht wird, wie er heute etwa zwischen früheren Kriegsgegnern in Westeuropa besteht. Bis dahin freilich mag noch Zeit vergehen, aber niemand soll die Hoffnung aufgeben, dass eines Tages Israelis und Palästinenser nebeneinander oder miteinander in Frieden leben!

¹ Boris Bar Sinai, Kibbutz Beerj, 23. August 2007

² Miriam Bar Sinai, Kibbutz Beerj, 23. August, 2007

³ Idith Zertal, Akiba Eldar, Die Herren des Landes. Israel und die Siedlerbewegung seit 1967, München 2007, S.10

⁴ Miriam Bar Sinai, Kibbutz Beerj, 23. August 2007, Dtn

⁵ Jüdische Allgemeine Wochenzeitung, 8. Januar 1998, Titelseite

⁶ Materialdienst Hessen und Nassau Nr. 2/1998, Die Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel, S.33

⁷ Sacharja 4,6

⁸ Dr. Ezra Ben Gershom, „Nicht durch Macht und nicht durch Stärke ...“ in: Die Menora: Ein Gang durch die Geschichte Israels, hrsg. von Micha Brumlik u.a., Erev Rav, 1999, S.36f

⁹ Friederike Gräff, Friedenslernstoff. Die Geschichte entwerfen. Mit einem Schulbuch, das beide Perspektiven zeigt, wollen Lehrer aus Israel und Palästina den Konflikt entschärfen, „learning each others historical narrative“, taz, 31.07.07

¹⁰ Uri Avnery, Ein Staat – Lösung oder Utopie, www.genferinitiative.de/gi_avnery_2-staaten, S.3

¹¹ Uri Avnery, ebd.

¹² Dan Bar-On, taz, 31.07.2007

¹³ Hass und Misstrauen überwinden, Dan Bar On und Sami Adwan im Interview mit Rainer Lange, www.echt-online.de/archiv/echt2003_2/hass_misstrauen.htm

¹⁴ Vgl. Genfer Initiative: www.genfer-initiative.de oder auch die Erklärung der saudi-arabischen Initiative vom 29.03.2002 in Beirut, bekräftigt im März 2007, www.genfer-initiative.de/gi_saudi-arab-initiative

„Ein Ungebildeter scheut nicht die Sünde,
ein Unwissender ist nicht fromm,
ein Schüchterner lernt nicht
und ein Ungeduldiger ist kein Lehrer“

Rabbi Hillel, Pirq Avot II,6 (Übers. Selig Bamberger)





Seit sieben Jahren unterrichte ich christliche Theologiegeschichte an verschiedenen universitären Einrichtungen in Israel. Die „Einführung ins Christentum“ ist Pflichtfach für die zukünftigen Reformrabbiner und Rabbinerinnen am Hebrew Union College und Wahlpflichtfach für die überwiegend säkularen Jura- und Wirtschaftsstudierenden der Privatuniversität IDC Herzliya.

An der Juristischen Fakultät der Hebräischen Universität Jerusalem biete ich neuerdings einen Kurs zu „Recht und Gesetz im Christentum“ an. Die Hörschaft ist dort zusammengesetzt aus orthodoxen, säkularen und vielen erst an ihrer Bildung erkennbaren traditionsgebundenen Studierenden. Am Bet Berl College habe ich einen Kurs zu jüdischer und christlicher feministischer Theologie entwickelt, dessen Zielgruppe Frauen aus benachteiligten Gruppen der israelischen Gesellschaft sind.

Die Vorkenntnisse der Studenten und Studentinnen sind sehr unterschiedlich. Die weitaus meisten haben niemals eine Seite des Neuen Testaments gelesen. Christentum ist kein eigenes Thema ihrer Schulbildung und kommt vor allem im Zusammenhang mit der Geschichte des Antisemitismus, des Mittelalters und der Kreuzzüge vor. Paulus ist weitgehend unbekannt, vor allem als theologischer Autor. Doch es gibt auch Überraschungen: Dank einer neuen hebräischen Übersetzung standen die Confessiones von Augustinus lange auf der nationalen Bestsellerliste! Andere Kirchenväter, wie Athanasius, sind auch dem Namen nach nicht bekannt, wobei dies vielleicht in christlichen Gesellschaften ähnlich ist.

Heilige Schrift und Mutterschaft

Die erste große Herausforderung für israelische Studierende ist die Konfrontation mit dem christlichen Kanon. Gemeinhin wird in Israel allein das Neue Testament für das Buch der Christen gehalten. Diese allgemeine Auffassung wird, unbeabsichtigt und unreflektiert, von interreligiösen Diskussionsforen und Podien oft noch bestärkt: Nach einem verbreiteten Veranstaltungsmuster werden drei Referenten eingeladen, die über ein bestimmtes Thema aus den Perspektiven der drei Heiligen Schriften sprechen: Neben den Koran und den Tanakh wird dann einfach das Neue Testament gestellt und nicht die christliche Bibel. Damit wird das Christentum nicht nur textlich reduziert sondern letztlich unverständlich – und zwar sowohl hinsichtlich der theologischen Schönheit als auch der Problematik christlicher Hermeneutik. Die christliche Kanonsentscheidung, die das Christentum auf alle Zeiten an Israel bindet und die größte Nähe zum Judentum bedeutet, bleibt auch in der akademischen Welt und in interreligiösen Foren in Israel unerwähnt. Die Studierenden sind überrascht. Und stellen ganz hervorragende Fragen, wie z.B. im Seminar zu feministischer Theologie: Sehen die christlichen Frauen denn Sarah als Christin an? Solche Fragen können rückwirkend

für eine zeitgenössische christliche Identitätsfindung wegweisend sein. Denn die Erzmutter bietet nicht nur Identifikation, sie entzieht sich den eigenen Kategorien religiöser Zugehörigkeit. Sie ist aber auch nicht fremd, sie ist nicht einfach die „Anderer“. Nein, sie ist nicht Christin. Aber sie ist auch nicht einfach Jüdin. An dieser Stelle beginnt im Seminarraum eine innerjüdische Diskussion: Sie ist Israelitin! Wer war Israel? Wer ist Israel? Wer sind die Nachkommen? Die paulinische Sarah-Hagar Interpretation (Gal 4, 21 – 31) sorgt für zusätzliche Unruhe. Ist dies ein Midrasch? Ein Midrasch, bestätigen die orthodoxen Studenten – Protest aus den Reihen der Säkularen: Kann doch gar nicht sein! Ein Midrasch gegen uns? Der neutestamentliche Text handelt nicht nur von den eigenen Urmüttern, er ist auch in der eigenen nachbiblischen Literaturform verfasst. Inhaltlich verbindet er aber Observanz mit Hagar und Nichtobservanz mit Sarah. Ausgerechnet Nichtobservanz, der Gegensatz zur Tora wird mit der Mutterschaft Sarah's belohnt?

Dieses Beispiel zeigt, dass die Provokation nicht aus der Fremdheit entsteht, sondern aus der Verfremdung von Vertrautem. Nicht die Gottesmutter stellt eine Herausforderung für die jüdischen Studierenden dar, und nicht die Heiligenverehrung. Beides ist weit weg, gehört zu einer anderen Religion. Doch die Sarah-Kindschaft ist nah, und die Bewertung der Tora-Observanz relevant und aktuell.

Die Zeit des Anderen

Die heute Studierenden gehören einer Generation an, die in ihren Familien wenig explizite Ablehnung des Christentums erlebt haben. Die Lektüre des Neuen Testaments wurde ihnen nicht verboten, eher ergab sie sich nicht. Zeitgenössisches Christentum wird als exotisch erlebt, als bunte zeremonielle Orthodoxie in der Jerusalemer Altstadt, und symbolisch, als Figur des Papstes. Ein christlicher Familienalltag kommt nicht in den Blick, und auch unter den internationalen gleichaltrigen Studierenden werden als Christen höchstens die talmudinteressierten Theologiestudierenden wahrgenommen – als besondere Spezies, die sie ja auch sind! (Die Autorin gehörte vor einigen Jahren zu dieser Spezies!)

Israelische Studenten und Studentinnen sind weise und haben spätestens nach der Armeezeit eine längere Zeit im Ausland zugebracht. Zwar stehen nichtchristliche Länder Fernostasiens an erster Stelle, doch besuchen viele auch Europa,

die Vereinigten Staaten, Südamerika und andere Länder christlicher Prägung. Trotz dieser Begegnungen und auch trotz der starken Präsenz christlicher Kontexte in den internationalen Medien, wird das Christentum als ein Phänomen der Vergangenheit wahrgenommen.

Die Zeit des Anderen ist seit langem ein Thema zwischen Juden und Christen, insbesondere in der kritischen Revision christlicher Haltungen zum Judentum. Die Rede von Jesus als Überwindung oder Weiterführung des Judentums wird heute als Enterbungstheologie kritisiert. Wer das Judentum auf die Vergangenheit beschränkt, hat Paulus nicht verstanden: Gottes Gaben und seine Berufung sind unwiderruflich (Rö 11,29).

Ist die israelische Verdrängung des Christentums ins Mittelalter eine unbewusste Reaktion auf die jahrhundertlange Abschiebung des Judentums in die Vergangenheit? Oder eine verspätete Aggression? Oder eine Weigerung, Veränderungen der christlichen Kirchen wahrzunehmen?

Vielleicht werden nicht-fundamentalistische, nicht-missionarische Christen nicht wahrgenommen, weil sie sich eben nicht aufdrängen. Vielleicht nehmen sie sich selbst als Christen nicht ernst und die mangelnde Kenntnisnahme ist nur ein Spiegel davon.

Über den See gehen

Das Unbekannte ist interessant, und zu Weihnachten strömen junge Israelis zu den Christmetten der Jerusalemer Altstadt. Tatsächlich wird dieses sichtbare, vor allem das farbenfrohe, zeremonielle Christentum eher positiv erlebt. Es bleibt fremd, ist aber gerade in dieser Fremdheit nicht bedrohlich. Besonders die Eucharistie wird als exotisch und „ganz anders“ empfunden. Die Nähe der liturgischen Einsetzungsworte zum Kidusch und eine Verbindung des letzten Mahles mit dem Sederabend fallen den Studierenden erst beim Quellenstudium auf. Das nächstliegende kommt ihnen nicht in den Sinn.

Für die israelischen Studierenden ist der vermutete „ganz andere“ Text des Neuen Testaments unproblematisch: Ein Jesus, der auf dem Wasser geht und dazu auffordert wie die Lilien zu leben, ist vielleicht ein bisschen skurril, dabei aber auch sympathisch und insgesamt sehr weit weg. Ein Paulus, der das Gesetz aufhebt (so einhellig in der hebräischen Sekundärliteratur), wird eindeutig interpretiert als Gründer der neuen Religion, der möglichst viele möglichst schnell bekehren möchte und daher die Beschneidung erlässt. Die Herausforderung besteht in unvorbereiteter Nähe

CHRISTENTUM AN ISRAELISCHEN UNIVERSITÄTEN

EINE andere VERANTWORTUNG

Befangene Reise, einnehmendes Land

TEXT_LOTHAR BAIER,
Schriftsteller

„Dieses schöne Land / am fernen Jordanstrand / das ist mein teures Vaterland ...“ Als Kind hat eine Freundin in Paris diese Verse von ihrer Mutter gehört. Die Mutter hatte das Lied zur Zeit des Ersten Weltkrieges in ihrer Heimatstadt Libau in Lettland gelernt und gesungen. „Dieses schöne Land / am fernen Jordanstrand ...“, auf deutsch, das klingt seltsam in meinen Ohren.

Noch seltsamer klingen die Verse, wenn sie mir am Strand von Tel Aviv einfallen. Die Ostsee, an dessen Ufer sie vielleicht ausgedacht wurden, gehört nicht nur zu einem anderen Kontinent, sie berührt eine andere Welt. Um mich herum ist der Lärm einer großen Stadt am Mittelmeer, ich fühle mich an Marseille erinnert, eine Hafenstadt, die ebenfalls nach Westen, dem Abend zu, aufs Mittelmeer hinausschaut. Doch Tel Aviv will gar nicht richtig aufs Meer hinausschauen, die großen Achsen verlaufen parallel zur Strandlinie, als wollten sie das Meer links liegenlassen, kein prächtiger Boulevard vermählt wie anderswo den Stadtkern mit der Küste.

Vielleicht hält sich die Stadt ein wenig die Augen dazu, damit sie leichter träumen kann, von anderen Landschaften und Geschichten. „Sholem-Aleichem-Straße“ lese ich auf einem Straßenschild, das von einer Reklametafel mit Werbung für Badeanzüge fast verdeckt wird. Der erste Bewohner von Tel Aviv, mit dem ich nach der Ankunft ins Gespräch komme, ist ein Schneider, „Tailleur Maurice“ steht über der Tür, er stammt aus Marokko und spricht Französisch, so dass ich mich mit ihm ausgiebig unterhalten kann, während die Naht meiner Hose repariert wird. Tewje, der Milchmann, und Maurice, le tailleur, am Mittelmeer, wohin bin ich geraten? Ein angenehmer Duft hängt in der Luft, die Sinne melden einen freundlichen und mediterran lebhaften Ort, doch der Verstand hat Mühe, die Stadt in seinem Weltbild einzuordnen.

Zuflucht sucht er im Vergleich, doch Vergleiche führen in dem Maß in die Irre, in dem sie sich als Orientierungshilfen unentbehrlich machen. Ich weiß, dass ich auf dem Boden des jüdischen Staates Israel angekommen bin; ich komme aus einem Land, in dem nur wenige Juden leben und in dem es nicht selbstverständlich ist, im Alltag Juden zu begegnen, viel weniger selbstverständlich als etwa im Nachbarland Frankreich. Mir ist bewusst, dass, abgesehen von israelischen Arabern und Touristen, alle Passanten auf der Straße und die Mitreisenden im Bus Juden sind, doch dieses Wissen verliert im Lauf der Tage, die ich unterwegs bin, unmerklich an Bedeutung. Was mich umgibt, ist ein Ausschnitt vielgestaltiger Menschheit.

In Jerusalem sehe ich Chassiden mit ihren Bundhosen und schwarzen Hüten und höre sie Jiddisch sprechen und habe den Eindruck, dass sie von den Vorübergehenden nicht anders betrachtet werden, als die Chassiden im Montréal Stadtteil Outremont angesehen werden, wenn sie dort mit Frauen und Kindern im Schlepptau unterwegs sind und auf die leicht amüsierte Gleichgültigkeit der nichtjüdischen Passanten treffen. Doch gibt es einen Unterschied: In Montréal halten viele Leute die Chassiden für typische Juden, ein Irrtum, der in Israel nicht unterlaufen kann. Der Blick, der hier den Chassiden gilt, meint etwas anderes als der Blick der Passanten in Montréal, doch was genau er meint, das kann ich nur ahnen. Das Vergleichen als Methode des Begreifens läuft ins Leere. Jerusalem ist eine unvergleichliche Stadt, das hat mir schon die Lektüre von Amos Elons Buch über Jerusalem beigebracht. Nun habe ich ein israelisches Buch zum Vergleichen, und doch ist vor den eigenen Augen wieder alles ganz anders.

Ein bestimmtes deutsches Wort habe ich von zu Hause mitgebracht, es ist das Wort „Befangeneheit“. Ich fühle mich in Israel befangen, doch nicht wie jemand, der vor Gericht für befangen erklärt worden ist und deshalb kein Urteil abgeben darf. Niemand unter den Israelis, mit denen ich im Verlauf der Reise ins Gespräch komme, erklärt mich für befangen. Man fordert mich ausdrücklich auf, meine Beobachtungen mitzuteilen und mit Kritik an Land und Leuten nicht hinterm Berg zu halten, und ich begreife allmählich, dass das Gefühl der Befangeneheit allein meine eigene Angelegenheit ist. Meine Herkunft aus dem Land, das die Juden Europas vernichtet hat, meine Zugehörigkeit zu einer Generation, die den Konflikt zwischen Israel und den Arabern gern als reinen Kolonialkonflikt missverstanden und darin oft missverständlich Partei ergriff, das alles ist den israelischen Gastgebern gewiss stets präsent und wird doch nicht anstelle eines Arguments ins Feld geführt. Die Gespräche, an denen ich in Israel teilnehmen kann, haben somit etwas Befreiendes, doch befreien sie nicht von dem Gefühl der Befangeneheit. Das ist auch gut so, denn das Gegenteil, die Unbefangeneheit, meint eine Spielart von Naivität, die ignoranter

Schamlosigkeit gefährlich nahe kommt. Meinen Gefühlen in diesem Land kann ich keinen anderen Namen geben als den der Befangeneheit, weil ich nicht in der Lage bin, mich dumm zu stellen.

Vom Ölberg aus schaue ich auf die Jerusalemer Altstadt hinunter und auf der anderen Seite in die Wüstenlandschaft von Judäa hinein. Den Jordanstrand möchte ich gern sehen, doch niemand hat vor, an den Jordan zu fahren, er zählt offenbar nicht zu den beliebten Ausflugszielen der Einheimischen. Ich finde schließlich ein Taxi, das mich nach Jericho bringen will. Es ist in Jerusalem stationiert und hat eine israelische Nummer, doch die Logik des Reisenden, die sich an ein paar äußere Zeichen klammert und Schlüsse daraus zieht, scheitert an der Person des Fahrers, denn der ist Araber. Die Fahrt geht auf der alten osmanischen Militärstraße zwischen Wüstenhügeln hindurch, an deren Fuß die Schafe der Beduinen weiden, hinunter in die Senke von Jericho. Der Fahrer zeigt auf den Berg der Versuchung und erzählt die daran geknüpfte Legende, er gibt sich als Christ zu erkennen, und schon wieder meldet die Überraschung des Reisenden, dass seine mitgeführte Logik den Verhältnissen in diesem Land nicht gewachsen ist. In der Kleinstadt Jericho ist der Taxifahrer aus Jerusalem offenbar bekannt, die Leute achten nicht auf seine Autonummer, sondern auf sein Gesicht, so muß da und dort angehalten und Pfefferminztee getrunken werden. Für den Jordan ist es bald zu spät, doch gäbe es dort ohnehin nichts zu sehen, sagt der Taxifahrer, eine hässliche Grenzgegend, nur oben in Galiläa sei der Jordan ein interessanter Fluss.

Der Rückweg nach Jerusalem zieht sich hin, die Straße ist von Bussen und Kleinbussen verstopft, die muslimische Palästinenser vom Freitagsgebet in der Al-Aksa-Moschee zur West Bank zurückbringen. Der Turm der Hebräischen Universität mit seinem charakteristischen Profil taucht schließlich auf, ich lasse mich in Ost-Jerusalem absetzen und gehe zu Fuß Richtung Innenstadt, deren Hochhäuser die Silhouette der Altstadt überragen. Das ist nicht schön anzusehen, doch eine lebendige Stadt muss auch Hässlichkeit aushalten können, denke ich mir, sonst weckt sie Zweifel an der Verlässlichkeit ihrer Schönheiten.

Dieses Land nimmt mich ein, aber es hat es mit mir auch nicht schwer, denn ich bin als Tourist gekommen, und ich gehe als Tourist wieder weg. Ich stelle mir Israel als ein Land vor, das auch alle diejenigen, die bleiben müssen, für sich einnimmt, besonders die Nachbarn in der nahöstlichen Region, und zwar dadurch, dass es verführerisch die Vorzüge weltöffener Freiheit vorlebt, so dass die Prediger des Heils im nationalen und religiösen Rückzug bald in einer von allen guten Geistern verlassene Wüste predigen müssen.

und Komplexität: Ist das Vaterunser ein jüdisches oder ein christliches Gebet? Kann diese Frage nach sprachlichen und idiomatischen Kriterien entschieden werden? Wie ist die Bergpredigt halachisch (religionsgesetzlich) einzuordnen? Wie versteht Paulus das Gesetz und Israel im Römerbrief? Die Begegnung mit den Texten erfordert, bereits die Fragen neu zu formulieren und differenzierte Antworten zu entwickeln.

Yeshu

Nur wenige Jesus-Narrative sind den Studierenden bekannt, und die meisten zu einem einzigen Motiv summiert: Die Passionsgeschichte ist im allgemeinen Bewusstsein verankert als Vorwurf an die Juden, Jesus getötet zu haben. Wunder sind selten als Geschichten im Gespräch, sondern eher als Bilder – so vor allem Jesu Wandeln auf dem Wasser. Aus der Bergpredigt wird keine halachische Diskussion zitiert, sondern die isolierte Metapher der „anderen Wange“.

Zwar lasse ich die Seminargruppen erst nach dem Vergleich der historischen Jesusforschung mit den israelischen Neutestamentlern David Flusser und Shmuel Safrai über Jesu jüdische Zugehörigkeit abstimmen: War er ein Prophet, ein Reformrabbiner, ein Pharisäer, ein Chassid? Doch auch ohne solche Zuordnungen haben fast alle Studierenden eine eigene Haltung zu Jesus. Nur wenige jüdische Studenten und Studentinnen wagen schon zu Beginn des Kurses eine Antwort auf die Frage, was Jesus wirklich wollte und was der Kern seiner Botschaft war. Was er aber gewisslich nicht wollte – dazu wissen fast alle von Anfang an etwas zu sagen.

Es gibt also eine Kenntnis von Jesus, die nicht eine Quellenkenntnis ist und nicht auf historischer Lektüre beruht. Diese Kenntnis ist anders als die historische Information über den Propheten Mohammed und anders auch als jedes Wissen über Buddha. Bevor ich versuche, diese Kenntnis theologisch zu charakterisieren, will ich die grundsätzliche Bedeutung jüdischer Jesuszeugnisse in Erinnerung rufen.

Die Erinnerung Anderer

Was wissen andere von Jesus? Mit dieser Frage beginnt Friedrich-Wilhelm Marquardt seine zweibändige Christologie. Zu seinem Erschrecken hat sich den nichtchristlichen Kulturen vor allem Jesu Kritik am jüdischen Gesetz ins Gedächtnis gebrannt. Dieser Befund wird zum Eckstein der ökumenischen Verantwortung, die Marquardt als weltweiten Sendungsauftrag der Christen formuliert, Jesus als Juden in Erinnerung zu rufen. Besonders interessiert Marquardt die jüdische Jesusforschung, und vor allem der bedeutende israelische Religionswissenschaftler David Flusser. Hier findet er eine tiefe Kenntnis, die in ihrer Erinnerung sicherer ist als die der historisch kritischen Methode verpflichteten christlichen Neutestamentler. Während die wissenschaftliche Forschung christlicher Prägung sich nicht auf authentische Jesusworte einigen kann und auch die Frage der Historizität Jesu am liebsten offen lässt, stellen jüdische Religionswissenschaftler bereits die historische Frage anders: Nicht ob es Jesus wirklich

gegeben hat, ist dort von Interesse, sondern welcher jüdischen Richtung er am nächsten stand und in welchem jüdischen Kontext er am besten verstanden werden kann. So haben israelische Religionshistoriker auf die Nähe Jesu zur pharisäischen Bewegung (David Flusser) und besonders zu den Frommen (Chassidim) der Zeit des Zweiten Tempels (Shmuel Safrai) aufmerksam gemacht. Talmudische Texte über Chanina ben Dossa und Choni den Kreiszieher (von dem schon in der Mischna erzählt wird) weisen viele gemeinsame Motive mit den Wundererzählungen der Evangelien auf. Die vielfach bekundete Nähe Jesu zur ausgewogenen Schule Hillels wird neuerdings mit der Gegenthese von Jesu Zugehörigkeit zur strengeren aber interessanterweise für Frauen offeneren Schule Shammais konfrontiert (Hannah Safrai). Ein Vergleich der Forschungsergebnisse jüdischer und christlicher Wissenschaftler zeigt ein interessantes Ergebnis: Christlicherseits wird wissenschaftlich zunächst alles, jedes Wort und jede Tat Jesu in Zweifel gezogen, die Historizität Jesu eingeschlossen. Jüdischerseits ist die Historizität Jesu keine Frage! Die vielen Ähnlichkeiten zur chassidischen Bewegung der Zweiten Tempel Periode machen ihn historisch wahrscheinlich – und zugleich weniger einmalig!

Marquardt hat hier einen tiefen Einblick in die existentielle Textverbundenheit von Juden gewonnen, die weniger auf historische Textkritik angewiesen sind, „weil sie selbst mit ihrem Leib und Leben bezeugen, ja: Repräsentanten der Kontinuität der Geschichte sind, von denen ihre Texte reden“ (Marquardt, Christologie I, 1990, S. 136). Diese Überlegung Marquardts, die auf dem Vergleich jüdischer und christlicher Jesusforschung beruht, hat an Aktualität nicht verloren. Vielmehr bestätigt sich seine Einschätzung und theologische Intuition auch in der Generation der jetzigen Studierenden, die nicht auf die Seite Jesu überwechseln, die sich ihm aber an die Seite stellen.

Ein Zaun um Jesus

Manche Studentinnen formulieren vor der Quellenlektüre Zweifel an der Wundertätigkeit Jesu. „Das hat man aus ihm gemacht.“ Die Parallellektüre der Wunder der Chassidim, die heilen, zum Leben erwecken und Regen erbitten konnten, entschärft die Wunderskepsis: „Das konnten andere auch!“ Im Seminar wenden wir uns der Entwicklung der christologischen Dogmen zu. Jetzt wird es kritisch: Das hat man aus ihm gemacht! Und hier zeigt sich ein faszinierender Impuls, bei

säkularen, orthodoxen und reformbewegten jüdischen Studenten gleichermaßen, nämlich Jesus in Schutz nehmen zu wollen, ihn zu schützen vor dogmatischen Formulierungen.

Dies bedeutet nicht nur eine empfundene Vertrautheit mit Jesus, sondern auch Solidarität. Verantwortung dafür, wie Jesus von denen, die sich ihm angeschlossen haben, im Gedächtnis behalten und in Erinnerung gebracht wird.

Der patristische Zaun um Gott

Aufmerksam verfolgen die Studierenden die patristische Entwicklung der christologischen und trinitarischen Formulierungen. Im Seminar geht es nicht um Apologetik, sondern darum, die Kirchenväter als denkende, kreative Autoren kennenzulernen. Als verantwortlichen Theologen geht es ihnen bei allen christologischen Formulierungen um den Schutz der Integrität des einen Gottes. Einen neuen, anderen oder zweiten Gott zu proklamieren hätte keine Dogmatik hervorgebracht. Auch in der trinitarischen Diskussion sind die Kirchenväter dem Schutz der Einheit Gottes verpflichtet. Ebenso sind die Kirchenväter den Menschen verpflichtet – das ist bei Athanasius gut sichtbar, wenn es um die Erlösung geht bzw. um die Gewissheit, wirklich dazuzugehören, in Jesus wahrhaftig Gott begegnet zu sein. Doch wo bleibt der Schutz Jesu? Tatsächlich ist dies nicht ein vorrangiges Motiv! Auch nicht von Arius! Dieser Befund ist den israelischen Studierenden nicht bewusst. Intuitiv aber treten sie mehr für Jesus ein als zum Beispiel für den Gott Israels, der ja unvergleichlich eindeutiger der ihre ist.

Worin ist dieses jüdische Eintreten für Jesus anders als eine christliche Dogmenkritik, in der ein barfüßiger Jesus gegen die Christologie angeführt wird? Der Impuls, Jesus zu schützen weist auf mehrere Voraussetzungen hin, die alles andere als selbstverständlich sind: Das eigene Verhältnis zu Jesus ist unmittelbar. Es entspringt der jüdischen Kontinuität. Die Kritik an der Christologie ist nicht eine Kritik an einem fremden Denksystem – wer wollte in der Postmoderne auch fremde religiöse Überzeugungen kritisieren?! Es ist eine Kritik von innen, die nicht Selbstkritik ist. Ich sehe dieses jüdische Eintreten für Jesus als eine unerwartete Bereicherung für das Christentum an. Denn ganz im Gegensatz zur israelischen Verlagerung des Christentums ins Mittelalter gewinnt Jesus hier an Gegenwart! Lebendiger kann er gar nicht werden als im Genuss dieser Fürsprache.



Dr. Barbara U. Meier hat in Heidelberg, Jerusalem und Berlin christliche Theologie und jüdische Philosophie studiert. Ihr Buch „Christologie im Schatten der Shoah – im Lichte Israels. Studien zu Paul van Buren und Friedrich-Wilhelm Marquardt“ (TVZ) ist 2004 in Zürich erschienen. Zur Zeit arbeitet Barbara Meyer an der christlich theologischen Rezeption zeitgenössischer israelischer Philosophie.



ORTSverschiebungen

JERUSALEM IN DER DEUTSCH-JÜDISCHEN LITERATUR

TEXT_STEFANIE LEUENBERGER

Was macht die Imagination aus einem Stein, einem Felsen, einer Mauer? Sie erfindet Mythen, die Geschichten erzählen, Namen nennen und so den Ort im universalen Raum lokalisieren, indem sie ihn von der Umgebung unterscheiden.

Mythen, die bestimmte Orte mit Bedeutung belegen, sind die „Wunschphantasien (...) der jungen Menschheit“ (Sigmund Freud). Und die Menschheit hat nicht aufgehört zu träumen, auch nicht nach der „Entzauberung der Welt“ (Max Weber). Mit der Benennung beginnt die Unterscheidung, wer den Namen gibt und ausspricht, erhebt Anspruch auf den Ort, zeigt sein Begehren nach gerade dieser Stelle.

Bestimmten Orten ist durch Sprache und Schrift, Mythologie, Theologie, Wissenschaft, Literatur und Kunst eine Vielfalt von Bedeutungen verliehen worden. Ein Beispiel dafür ist Jerusalem – eines unter vielen, aber ein besonders anschauliches: Jerusalem ist in den Schriften der jüdischen Überlieferung zentrale Bedeutung als Ort von Ursprung, Bund und verheißener Erlösung zugeschrieben worden – eine Bedeutung, die jüdische Gemeinden in aller Welt während der Jahrhunderte der Diaspora lebendig hielten und auf die sie ihre Hoffnungen bauten. Verstärkt durch die Vorstellungen, die die christliche Tradition mit Jerusalem verband, wurde der Ort zu einer Projektionsfläche von theologischen Überlegungen und persönlichen Träumen, aber auch von machtpolitischen Phantasien und Strategien der verschiedenen Kirchen, Konfessionen und der jungen, aufstrebenden Nationen.

In Texten, Gemälden und Photographien von Jerusalem sind die Schichten einer kulturellen Prägung noch sichtbar, Realien erscheinen zwar auch, etwa in Berichten über Reisen nach Palästina. Doch viel stärker wog während Jahrhunderten die imaginäre, mythische Besetzung des Orts, zu der – ausgehend von den Erwähnungen der Stadt im Bibeltext – Kupferstiche, Zeichnungen, Gemälde, Gedichte, Dramen, Romane und sogar musikalische Interpretationen Entscheidendes beitrugen.

Was geschah nun in einer Zeit, in der für Juden in der „Diaspora“, in Europa, in Deutschland, die Möglichkeit gekommen zu sein schien, gleichberechtigte Staatsbürger zu werden? Man könnte annehmen, dass das Bild der Stadt, ihr Name und seine Konnotationen im Laufe des 19. Jahrhunderts, im Zuge von Emanzipation und Verbürgerlichung, von Säkularisierung und Assimilation verblasste.

Doch ganz im Gegenteil. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde Jerusalem, in Werken deutsch-jüdischer Autoren und Autorinnen, von Heinrich

Heine über Theodor Herzl, Else Lasker-Schüler, Lion Feuchtwanger, Franz Werfel bis zu Anna Seghers, immer häufiger der Bezugspunkt von Gedankenspielen und Wanderungen der Hauptfiguren. Die meisten dieser Autoren gehörten dem assimilierten deutsch-jüdischen Bürgertum an. Nur wenige hatten noch eine religiöse Erziehung erhalten.

Der Name „Jerusalem“, erscheint in den Werken deutsch-jüdischer Autoren im Deutschen, der Sprache, die seit dem 18. Jahrhundert als Ort der jüdischen Emanzipation diente: als Raum eines Gesprächs zwischen Juden und Nichtjuden seit der Aufklärung, deren Dialektik sich schon vor Beginn des 20. Jahrhunderts zu zeigen begann. In den Werken und Schriften deutsch-jüdischer Denker und Schriftsteller erscheint die Frage der Identität als eine kulturelle Perspektive der Moderne.¹ Der Begriff „Jerusalem“ dient nun für Überlegungen zur deutsch-jüdischen Lage und kulturellen Identität. Am Beginn der Diskurse über Aufklärung und Emanzipation bildete „Jerusalem“ den Titel einer Schrift von Moses Mendelssohn, die im sich formierenden Nationalstaat die Trennung von Religion und Staat forderte. Sie wollte zeigen, dass der alte Glaube Israels sich in Übereinstimmung mit den rationalen Lehren der Aufklärung befand.² Die deutsche Gesellschaft – ihrer eigenen Kollektividentität noch unsicher – lehnte aber eine pluralistische Vorstellung ihrer sozialen und politischen Struktur ab.³ Das von der Aufklärung geprägte individualistische Modell einer kollektiven Identität wurde immer mehr aufgegeben und die Mehrheitsgesellschaft orientierte sich nun verstärkt an ethnischen Kriterien deutscher Identität, von der sie die Juden ausschloss.

Zwar wurden die Begriffe „Jerusalem“ und „Zion“ von der jüdischen Reformbewegung in Deutschland in den 1840er Jahren aus den Gebetbüchern gestrichen, weil alle Juden die staatsbürgerlichen Rechte zu erhalten schienen. Doch viele zweifelhaften, von der Mehrheit niemals als zugehörig akzeptiert zu werden. Die Damaskusaffäre, die gescheiterten Revolution von 1848 und gedruckte Zeugnisse des Antisemitismus wie Wagners Schrift über das „Judentum in der Musik“ verstärkten die Desillusionierung. Einen Ausweg suchten seit den 1840er Jahren Projekte für eine Rückkehr der Juden nach Palästina, fanden aber noch wenig Beachtung,

Deutsch-jüdische Autoren und Künstler beteiligten sich rege an der Debatte um Emanzipation und Verbürgerlichung, an der Abwehr des Antisemitismus und an der Diskussion über die verschiedenen neuen möglichen Identitätsentwürfe wie Liberalismus, Kosmopolitismus, Sozialismus und Zionismus. Dabei nahmen sie in ihren Texten und Bildern tradierte mythische Narrative auf und versuchten, sie in Frage zu stellen. Sie lösten das Motiv Jerusalem aus den Erzählungen der Überlieferung heraus und stellten es in neue Zusammenhänge. Manche von ihnen gingen bereits bewusst, kritisch und teilweise ironisch mit den Mythen der Überlieferung um. Bei ihrer Arbeit mit dem Motiv Jerusalem zeigt sich somit etwas Neues gegenüber künstlerischen Interpretationen früherer Jahrhunderte: Erinnerungsfiguren aus dem kulturellen Gedächtnis erscheinen jetzt als Bruchstücke, und die veränderten symbolischen Dimensionen werden sichtbar, die dem Ort nun zugeschrieben werden.

Als ein Beispiel dafür steht hier die mit Farbstiften kolorierte Lithographie von Else Lasker-Schüler mit dem Titel „Theben mit Jussuf“. Kuppeln, Palmen, Treppen und Dächer, blau, rot und gepunktet, eine phantastische Stadt: Ist es Theben, Bagdad oder Jerusalem? Das Kunstwerk zeigt einen Ort der Imagination, dem Herz, Halbmond und Davidstern, deutsche und hebräische Schriftzeichen eingezeichnet sind. Else Lasker-Schüler hat viele Zeichnungen geschaffen. Mit Franz Marc z.B. führte sie eine poetisch-malerische Korrespondenz, ihre Bilder waren also nicht nur Illustrationen zum literarischen Werk, sondern gaben den Figuren und Orten ihrer Schriften alternative Farben, eine andere Gestalt und eine neue Form. Else Lasker-Schülers Phantasieort konnte ein zeitgenössischer Betrachter durch bestimmte Symbole mit Vorstellungen von einer „orientalischen Stadt“ assoziieren. Es ist ein Ort, an dessen Erfindung Überlegungen zu „Fremdheit“ und „Nähe“, Erinnerungen an Lektüererlebnisse der Kindheit und die Selbstinszenierungen der Dichterin als „orientalische“ oder „biblische“ Figur Anteil hatten. Wie Else Lasker-Schüler in ihren Zeichnungen den Ort in ihre Identitätsspiele einbezog, so auch in ihrem literarischen Werk:

„Und ich bestieg den Gipfel des Berges, der herabblickt auf die trunkene Stadt. Und da ich zu den Nächsten sang, fiel in meinen Schoß das Gold der Sterne – und ich baute Jehova einen Tempel vom ewigen Himmelslicht. Erzvögel sitzen auf seinen Mauern, Flügelgestalten und suchen nach ihren Paradiesliedern. Und ich bin eine tanzende Mumie vor seiner Pforte (...)“⁴ Was also zeigen die Bilder und Texte Else Lasker-Schülers? Es ist nicht Jerusalem, sondern ein Ort der Imagination. Kleine Zeichen aus der Sammlung der kulturellen Überlieferung wurden herausgelöst und ganz

NOTIZEN AUS JERUSALEM

TEXT_GUNTRAM VESPER, Schriftsteller

Das Atmen der Bilder

Die Stadt liegt auf einem zerklüfteten Hochplateau, achthundert Meter über dem Meer. Hinter dem Ölberg am östlichen Siedlungsrand beginnt die Judäische Steinwüste. Jenseits ihrer Felsenkämme kann man bei klarer Sicht den gewaltigen Graben des Toten Meeres, die jordanischen Berge Moab und ganz in der Ferne das weiße Amman erkennen. Wassermangel, das jahrtausendealte Leiden. Unendlich viele Zisternen, in den gewachsenen Fels gehauen. Über ihnen die verwinkelten Häuser der Altstadt, Grabeskirche, Via dolorosa, Klagemauer, Felsendom und die engen Basare.

Im Westen die moderne israelische Neustadt, die überwiegend arabische Altstadt im Osten. Dazwischen von achtundvierzig bis siebenundsechzig Stacheldraht und Minen. Einzige Schleuse das Mandelbaumtor. Auch nach dem Sechstagekrieg wuchs die Stadt nicht zusammen. An den Ecken der Suks stehen Militärposten der israelischen Armee mit kugelsicheren Westen und Schnellfeuergewehren, inmitten der moslemischen Händler, Kaffeestubengäste und Moscheebesucher. Immer wieder drängen sich Siedler aus den besetzten Gebieten durch das Gewühl, auf dem Weg zur Klagemauer. Am Anfang und am Ende der Gruppen junge Burschen in Jogginghosen und Windjacken, leichte Maschinenpistolen umgehängt. Stimmung, als würde die Luft von riesigen Gewichten zusammengepresst.

Nach dem ersten Besuch der Altstadt und dem Gang durch das Gewimmel der Basargassen nachts Terrortraum. Tempelberg, Klagemauer. Drohung. Angriff. Verschwinden in der Menge. Atemstockung beim Aufschrecken aus dem Schlaf. Verwischte Bilder. Unklar, ob ich Zuschauer oder Opfer war.

[Efrat Gal-Ed, der vogel fährt empor als kleiner rauch.
Ein deutsch-israelisches Lesebuch, S. 228 f., Steidl Verlag, Göttingen]

neu zusammengesetzt, in phantasievoller Kombination. Die orientalischen Spiele in den Texten und im zeichnerischen Werk Else Lasker-Schülers waren ein Weg, in produktivem und kritischem Umgang mit den Attributen, die ihr die Kritik zuschrieb – eine „jüdische“, „orientalische“ Dichterin, die auf spezifisch „weibliche“ Weise dichte –, genau diesen Stereotypen ein wenig zu entkommen. Sie erzählte biblische Anekdoten aus expressionistischer Sicht neu und konstruierte Motive der Sehnsucht und Freundschaft wie auch der Gewalt und des Opferseins. Damit nahm sie am Diskurs der Moderne teil, indem sie die Krise der Jahrhundertwende in eine mythische Zeit und einen imaginären Raum verschob. In den biblischen Erzählungen glaubte sie, die archaische Form der Dinge zu hören, die sie in Allegorien der Moderne übersetzte.⁵ Ihre Sprachversuche sind auch Teil des kulturzionistischen Diskurses und seiner Überlegungen zur Erneuerung des Hebräischen, wie die Gedichtsammlung „Hebräische Balladen“ von 1912 zeigt. Doch die Avantgarde, in deren Rahmen die Dichterin auftrat, wollte die Sprachkrise um 1900 nicht nur überwinden: Sie wollte sie auch erfahren, indem sie sie in das Modell einer neuen Sprachlichkeit übertrug. In diesem Zusammenhang wäre Jerusalem als ein expressionistisches Sprachphänomen zu lesen, indem man das „Heiligtum“ in die Sprachlichkeit zu übersetzen versuchte. Jerusalem, könnte man sagen, ist eine Allegorie für die „heilige Sprache“, für eine Sprache, die dem Gottesdienst gewidmet war und nur im Tempel gesprochen wurde, die vor allem eine Schrift war und die nun auf der Welt verteilt und zerstreut ist. Sie lebt nun in der Diaspora. In Palästina liegt zwar ein Ursprung, aber dieser ist leer oder verborgen wie der Tempel. Dabei geht es bei Else Lasker-Schüler um ein anderes Exil als die *Galut*. Jerusalem steht außerhalb des Exil-Heimat-Diskurses, da es nur „die Sternwarte der Heimat“⁶ ist – denn „Heimat ist: Messias“. Kein irdischer Ort könne den Erwartungen an eine Heimat gerecht werden, die durch „tausend und tausendjährige Sehnsucht schon dem Märchen über die Krone gewachsen“ sei. In diesem Sinne kann man Else Lasker-Schülers Sprachdiskurs mit dem Projekt der „Erneuerung des Hebräischen“ in Verbindung bringen. Die Dichterin glaubte, die Stimme der „heiligen“ Sprache zu hören, und versuchte, sie in ihr Schreiben zu übersetzen. Dies sind die Momente, in denen Jerusalem in ihren Arbeiten erscheint.

Nur in Zwischen-Räumen, an Orten wie dem Theater, dem Zirkus, dem Gottesdienst oder dem Schiff, kann sich „Gemeinschaft“ ereignen. Denn in diesen „anderen Räumen“ (Michel Foucault) ist die Sprachlichkeit des „Heiligtums“ noch erfahrbar, in der seltenen Begegnungen mit dem Anderen. Jerusalem kann so als Sprachphänomen verstanden werden: Mit ihm erfand der Modernismus einen Ort jenseits von Zeit und Örtlichkeit, der ebenso wie die „heilige Sprache“ als „heilige“ Konstruktion erschien: jenseits der Alltäglichkeit liegend, ein entfernter, unerreichbarer Ort der „Gemeinschaft“.

Jerusalem ist also in der deutsch-jüdischen Literatur keine reale Örtlichkeit mehr, sondern wird zum Schrift-

Raum. Es steht für die „Wunde des Ursprungs“ und beschreibt die komplexe „Lage des Juden in der westlichen Welt“⁷, steht für den „Riss“ in Raum und Zeit, zwischen Herkunft und Zukunft, um den sich die Frage der jüdischen Identität aufbaut. Auf der Bühne Jerusalems zeigen sich die unauflösbaren Spannungen der Identitätsfrage: Es ist der „alte Ort des Judentums“, aus dem die Protagonisten zu entfliehen versuchen. Jerusalem wird zum Denkraum, wo Gestalten aus der Bibel und Denkgestalten moderner Diskurse miteinander agieren. Es sind verrückte, unheimliche, allegorische Gestalten, die die Zerbrochenheit des modernen Subjekts verkörpern. In Jerusalem ist die hybride jüdisch-christliche Figur geboren. Die keinen Platz am „Ort der Herkunft“ mehr findet, immer weiter wandern muss, und manchmal die Idee einer messianischen Aufgabe mit sich trägt. Wenn sie als „Opfer“ und „Martyrer“ für die Rettung der Gesellschaft konstruiert wird, bildet dies einen Bestandteil literarischer Identitätsverfahren, innerhalb derer Jerusalem zu einem Spielfeld für ethnische Definitionen wird, für Inszenierungen sexueller Hybris und für Versuche, eine verlorene Einheit des Geschlechts wiederzugewinnen: in der Übersetzung des Selbst in den Körper des Orients, in der Spiegelung als „asiatischer“ Körper. Aus Jerusalem als dem Wohnort des „jüdischen Körpers“ zu fliehen, ist der Wunschtraum mehrerer Protagonisten. Die Auflehnung gegen den „Vater“ und das Entkommen aus dessen „Gesetz“ und aus dem „Bann jüdischer Identität“ wird zuweilen mit Begriffen aus Freuds Schriften über psychoanalytische Behandlungstechniken beschrieben. Jerusalem ist der Herkunftsort des Sohns, der sein Selbstopfer anbietet in der Erwartung, dass dies eine neue, bessere Zeit heraufführen werde. Die Enttäuschung dieser Hoffnung führt zur „Wandlung“ des Sohns zum Revolutionär und Kriegsgegner, durch die er zum Verdächtigten und wiederum Heimatlosen wird, und zur Imagination einer „kosmopolitischen Existenz“. Manchmal wird Jerusalem sogar zum Zeichen für die „Gewissheit des Überdauerns“, für die Vorstellung vom „ewigen Leben“ des Judentums, enthoben dem Strom der Zeit und ohne Verankerung im Raum.

Was also machte die Imagination deutsch-jüdischer Autoren im 19. und 20. Jahrhundert mit Stein, Fels und Mauer? Sie zerschlug die alten Mythen und schuf aus ihren Bruchstücken neue, die Auswege aus den Spannungen der Identitätsfrage zeigen sollten. Innerhalb der Literatur und Kunst der Moderne waren also deutsch-jüdische Autoren



Stefanie Leuenberger,
geb. 1972. Studium der Germanistik und Religionswissenschaft in Bern und Berlin; promovierte 2005 mit der Arbeit „Schrift-Raum Jerusalem. Identitätsdiskurse im Werk deutsch-jüdischer Autoren“ an der FU Berlin. Ab Herbst 2007 Assistentin am Department für Germanistik der Universität Fribourg/Schweiz.

und Künstler nicht ganz frei von der Tendenz zu mythischen Imaginationen. Im Rahmen des „Projekts der Moderne“ (Shulamit Volkov), an dem die deutschsprachigen Juden teilnehmen, bedeutete die Arbeit mit alten und neuen Mythen die Kritik an Aufklärung und Säkularisierung und schuf gleichzeitig einen Raum zur „Erfindung einer Tradition“ und zur Imagination einer „Gemeinschaft“. In diesen Zusammenhang gehört das Thema der „Erneuerung der Sprache“, besonders der „Erneuerung des Hebräischen“, sowie die Suche nach einer „neuen Gemeinschaft“ als Mittel gegen die empfundenen „Vereinzelung des Menschen“. Im Modernismus wurde manchmal versucht, die Sprache in mythischen, imaginären Formen zu erneuern und in theologischen Traditionen den Menschen als „ursprünglichen“ wiederzuentdecken. Verschiedene Autoren glaubten, in der Kunst die „ästhetische Struktur der Erlösung“ zu erkennen.⁸ Analog dazu diente Jerusalem, als Sprachphänomen verstanden, den deutsch-jüdischen Autoren dazu, einen Ort der „Offenheit“ und der seltenen „Gemeinschaft“ zu erfinden.

M.Kümper / B. Rösch / U. Schneider / H. Thein (Hg.). Makom. Orte und Räume im Judentum. Essays. Georg Olms Verlag. Hildesheim/Zürich/New York, 2007

¹ Vgl. SHAHAR, GALILI: *theatrum judaicum*. Denkspiele im deutsch-jüdischen Diskurs der Moderne, Bielefeld 2007; MENDES-FLOHR, PAUL: *Jüdische Identität. Die zwei Seelen der deutschen Juden*, München 2004; VOLKOV, SHULAMIT: *Das jüdische Projekt der Moderne*, München 2001; BRENNER, MICHAEL: *Jüdische Kultur in der Weimarer Republik*, München 2000; MATTENKLOTT, GERT: *Über Juden in Deutschland*, Frankfurt/Main 1992; MOSSE, GEORGE L.: *German Jews beyond Judaism*, Bloomington 1985.

² MENDELSSOHN, MOSES: *Jerusalem oder Über religiöse Macht und Judentum*, in: ders.: *Schriften über Religion und Aufklärung*, Martina Thom (Hg.), Darmstadt 1989, S. 353 - 458.

³ Vgl. Anm. 1, MENDES-FLOHR, PAUL: *Jüdische Identität*, S. 31 ff. Mendes-Flohr beschrieb die kulturelle Identität der deutschen Juden als „Hybridität“, als Struktur einer Doppelidentität.

⁴ LASKER-SCHÜLER, ELSE: *Die Nächte Tino von Bagdad*, in: Dies.: *Werke und Briefe*, Kritische Ausgabe, Norbert Oellers/Heinz Rölleke/Itta Shedletzky (Hg.), Bd. 3.1, Frankfurt/Main 2002, S. 74.

⁵ Vgl. Anm. 1, SHAHAR, GALILI: *theatrum judaicum*, S. 81 ff. Dieses und das folgende Zitat: LASKER-SCHÜLER, ELSE: *Das Hebräerland*, *Werke und Briefe* Bd. 5, S. 12, und: *Der Wunderabbater von Barcelona*, in: *Werke und Briefe*, Bd. 4.1, S. 16. Hervorhebung im Original.

⁷ Vgl. ZWEIG, ARNOLD: *Modell, Dokument und Dichtung*, in: *Jüdische Rundschau*, Nr. 94, 25. November 1932.

⁸ Vgl. SHAHAR, GALILI: *theatrum judaicum*. Denkspiele im deutsch-jüdischen Diskurs der Moderne, Bielefeld 2007.



Alt ist die sprache
deutsch
es gibt sie einmal im monat
zur festgesetzten zeit
in jerusalem
als hätte die stadt nicht andere sorgen
sprachunterricht für einwanderer
mühsam die fremde grammatik
die schriftzeichen

wir beginne mit tee und torte
auch das gehört zu der versinkenden kultur
es war einmal literatur und gastfreundschaft
die gelesenen texte brauchen keine übersetzung
sind nicht frei von traurigkeit über das
was für immer verloren
aber hier erinnern für einen abend
der geist der alten dichter wird wach
ich sammle ihn ein
werde nicht müde davon zu erzählen
gegen die sprachlosigkeit der vielredner
gegen ihr wortblech
das hallt in meinen ohren
verhallt

vielstimmig der kleine chor
der worte herbeiruft
auch die verwitterten wortwörtlich nimmt
und sie verteidigt gegen lügen
gegen doppelzüngiges
auch mit brüchiger werdenden stimmen
die worte sind längst nicht zuende gesagt
ungeeignet für vereistes
sie tragen noch das licht des sommers

Wilhelm Brunner

Der „Lyris-Kreis“

- DEUTSCH SCHREIBENDE SCHRIFTSTELLER/INNEN IN ISRAEL

Klein ist der Kreis der aus Deutschland, Österreich und der Bukowina - aus Czernowitz, der Stadt „in der Menschen und Bücher lebten“ (Paul Celan) - kommenden überlebenden Juden inzwischen geworden. Doch - noch - gibt es sie, diese deutsche Sprachinsel in Jerusalem.

TEXT_WALTRAUD MANN

Der Name „Lyris“ setzt sich zusammen aus Lyrik und Israel.

Annemarie Königsberger, die Gründerin des „Lyris-Kreises“ ist im Januar dieses Jahres in Jerusalem gestorben.

Die meisten von ihnen sind hoch betagt. Sie sind die Letzten, die in Israel in ihrer Muttersprache, auf Deutsch schreiben. Einst kamen sie als Überlebende aus den Vernichtungslagern, aus den DP-Camps, aus den unterschiedlichsten Verstecken überall in Europa, oft auf abenteuerlichen Umwegen, nach dem damaligen Palästina oder nach der Gründung des Staates nach Israel. Sie glaubten und hoffen - und tun es noch immer - dass sie ein gesichertes Leben in ihrer jüdischen Heimstätte führen können. Mit sich nahmen sie ihr deutsch-jüdisches Erbe, die geliebte deutsche Sprache und, wenn es möglich war, ihre Bücher. Der „Lyris-Kreis“ trat sich das erste Mal 1982 in Jerusalem. Der Lyris-Kreis ist eine Versammlung von Vielbegabten und von Menschen mit außergewöhnlichen Schicksalen.

Manfred Winkle, dessen Gedichte in viele Sprachen übersetzt wurden, antwortete auf die Frage, was ihm der Lyris-Kreis bedeutet: „Das Deutsche ist insofern etwas besonderes, weil es abgebrochen wurde. Das Deutsche ist eine Insel, die keinen Nachschub mehr bekommt. Ich glaube kaum, dass außerhalb Europas noch ein solches Zentrum deutscher Kultur und literarischen Schaffens existiert, wie hier im Nahen Osten, und das seit mehr als einem halben Jahrhundert. Ein letzter Hafen vielleicht, eine Herberge noch. Manche jungen deutschen Intellektuellen kamen nach der Vernichtung her, um in ihrer Bedrückung etwas zu suchen - vielleicht das, was mit dem Ausmerzungsversuch des jüdischen Geistes aus der deutschen Literatur fast verschwunden ist und heute fehlt. Ich kenne mehrere solcher jungen Menschen, auch ältere, es sind vorwiegend Germanisten und Theologen.“ Eva Avi-Jonah, Dichterin und Künstlerin - sie hat zusammen mit ihrem Mann, dem bekannten Archäologie-Professor das Modell des II. Tempels erstellt - beschreibt ihr Zugehörigkeit zu dem Lyris-Kreis so: „Im Lyris-Kreis wo auf Deutsch geschrieben und kommuniziert wird, gibt es Anregungen und es werden Erinnerungen bewahrt,



die sonst verschüttet wären. Der Kreis umschließt eine besondere Art der Freundschaft und Schicksalsgemeinschaft.“ Mit 76 Jahren schloss Eva Avi-Jonah ihre Dissertation in Philosophie und amerikanischer Literatur an der Hebräischen Universität in Jerusalem ab! Der Dichterin Ilana Shmueli und Paul Celans Wege, die sich nach 20 Jahren wieder kreuzten, zunächst in 1965 in Paris, dann 1969 in Israel: „Wir zogen die Linie unseres Meridians zurück zu dem umstrittenen Ort (Czernowitz), wo wir einmal zuhause gewesen waren. In Jerusalem gewann Vergangenheit und Herkunft für uns neue Bedeutsamkeit und - ich wage es zu sagen - einen Sinn, der unser jüdisches Schicksal in sich trug. Für Celan war es das „Geheimnis der Begegnung“ und er ging mit diesem Geheimnis vorsichtig um und wollte es gut gehütet wissen. Das Geheimnis durfte nur in seiner Dichtung enthüllt und wieder verhüllt werden. Das Geheimnis bleibt unergründlich, Geschenk und Last zugleich.“ Wilhelm Bruners, der als deutscher katholischer Theologe seit 1987 in Israel lebt und als Schriftsteller völlig in die Gruppe integriert wurde, beschreibt seine Zugehörigkeit folgendermaßen: „Sprache kann zusammenführen. Die deutsche Sprache bildet - das ist mir in Israel bewusster als in Deutschland selbst - einen Großteil meiner Identität. Als die deutsche Sprache missbraucht wurde, um Menschen gegeneinander zu treiben, gingen viele von ihnen aus Deutschland, Österreich und der Bukowina fort und nahmen eine bessere Erinnerung an die Sprache ihrer Kindheit mit. Kraft dieser Erinnerung darf ich bei ihnen sein. Dankbar!“ Und so ist es auch für mich jedes Mal wieder wenn ich in Jerusalem in diesem Kreis mit diesen wunderbaren Menschen zusammen sein darf.

Lyris-Gedichte

DAS GRAB

Fortgetan von hastigen Händen
in Thiers Paris Orly
der Jud
der Dichter
- nicht davongekommen -
laut braust es
von Ost und von West
kreuzt sich
im Himmel und Abgrund
über'm Granitblock
flattert es deutsch

kein Halm
kein Stein
kein Weiss
nichts Grossgeweintes

Ilana Shmueli

TOLLEN IM NEUSCHNEE

Blendendes Weiß wie nie wieder
und wie's frostig im Kindermund schmilzt

Flieder von damals
und der Duft verborgener Veilchen

Gras frisch gemäht
glühende Sonne

das Träumen im Nussbaum
kleine grün-braune Finger auf rauher Rinde

das alles - lässt sich's noch nennen?

es zieht
es zieht die gute Hand meiner Schwester
die Hand
die so früh wieder losließ

Ilana Shmueli

[Gedichte aus privater Hand]



Warum bin ich nach Deutschland gekommen und was hat sich an meinen Einstellungen verändert

TEXT_JGAL AVIDAN

Mein Weg nach Deutschland begann in Megiddo im Frühjahr 1989. Es war mein erster Reservedienst - auch mein letzter. Die erste Intifada tobte und wirbelte auch mein bis dahin geordnetes Leben durcheinander.

Bis September 1987 diente ich dreieinhalb Jahre als Berufssoldat im sicheren, jedoch langweiligen EDV-Zentrum der israelischen Armee. Sechseinhalb Jahre musste ich mir morgens den Kopf nicht darüber zerbrechen, was ich anziehe. Die Uniform formte mich dennoch nicht ganz: Zweimal pro Woche durfte ich studieren, in den Pausen saß ich im Hof der Kaserne und las Shakespeare, und nach Dienstschluss fuhr ich (in Uniform) mit dem Blasinstrument zum Saxophonunterricht.

Und plötzlich diese Palästinenser. Und auf einmal muss ich die Tastatur verlassen, um Häftlinge zu bewachen. Ein Skandal!

Und so schliefen wir, die Wächter, wochenlang in einem großen Zelt auf einer Seite des Zauns. Auf

der anderen Seite zelteten die Häftlinge, sortiert nach ihren jeweiligen Terrorgruppen. Unsere täglichen Aufgaben bestanden darin, diese Ordnung aufrecht zu erhalten: Wir draußen, sie drin. So mussten wir die Häftlinge zweimal pro Tag zählen, morgens und abends. Der erste in der Kompanie öffnete die Türen, wir reihten uns außerhalb des Zeltes, während andere Soldaten die Zählung durchführten und nach Waffen oder Propagandamaterial suchten. Die Häftlinge mussten sitzen, ihre Hände nach hinten haltend, den Kopf geneigt. Dann rückten wir alle zurück,riegelten das Tor ab und kehrten in unser Zelt oder in die Wachtürme zurück. Der Nahost-Konflikt spielte bei mir damals kaum eine Rolle. Dennoch verstand ich instinktiv, welche Bedeutung das Schulheft hat, das wir bei den

Häftlingen fanden. Darin zeichnete ein Junge die Al-Aksa-Moschee auf dem Tempelberg. Dass die Erwachsenen die Jugendlichen politisch indoktrinieren, war klar. Dass sie nach ihrer Entlassung hasserfüllter und gewaltbereiter sein würden, ebenfalls. Und es war mir klar: Diese abnormale Situation - wir als Wärter, sie als Insassen (die meisten übrigens in Untersuchungshaft) - führt uns nirgendwo hin. Ich war damals nicht mutig genug, um den Dienst zu verweigern, und nicht stark und politikbesessen genug, um diese Realität ändern zu wollen. Ein Instrument in den Händen der Regierung wollte ich aber auch nicht sein. Das allein hätte für eine Ausreise nicht gereicht. Erst die Erkenntnis, dass ich vom Journalismus nicht leben konnte, obwohl meine Texte bereits in Haaretz erschienen, veranlassten mich zu einer längeren Reise - so lang wie das Reisegeld ausreichte. Ich verkaufte mein Motorrad, kaufte ein Flugticket nach München, wo ein Freund von mir damals studierte, und landete dort im September 1989.

Dass die Bundesrepublik eine stabile Demokratie ist trotz latentem Antisemitismus und der Existenz von

DER WEG TEXT_ELDAD BECK nach Deutschland

Wegen zwei Bildern bin ich nach Deutschland gekommen. Und wegen einer Kindheitserinnerung auch. Das erste Bild sah ich zum ersten Mal vor fast 15 Jahren. 22 festlich bekleidete Personen sind darauf zu sehen. Drei Generationen einer Familie. Auf der Rückseite des Fotos war zu lesen: „Aufnahme zur goldenen Hochzeit von Helene und Rubin Beck“, und danach eine Liste mit detaillierten Namen aller Verwandten, die zum Feier gekommen waren. Es war in Wien, Ende der 20er Jahren.

Ganz unten stand: „Alle in Auschwitz umgekommen, außer Hugo Beck (1931/1932 nach Israel)“. Bis zu diesem Moment, in dem ich dieses Bild ansah war für mich der Begriff „Beck“ einer Familienname ohne Familie. Mein Großvater, Hugo, starb 5 Monate bevor ich zur Welt gekommen bin. Mein Vater sprach nie über irgendwelche Familie. Einmal hat er einen alten Onkel – Bruder meines Großvaters – erwähnt, der den Krieg irgendwie überlebt hatte und in der DDR leben sollte. Aber niemand wusste, wo genau er war und ob er noch überhaupt lebte.

Ich wuchs ohne die „Becks“ auf. Es war mir halt nie bewusst, dass sie je existierten. Eines Tages, ein paar Jahren nach der „Wende“ in Deutschland, bekamen wir überraschend vom Sohn des „DDR-Onkels“ ein Lebenszeichen. „Ich wusste immer“, schrieb er uns, „dass die Familie Beck jüdische Wurzeln hat, und nach dem Mauerfall habe ich mit meiner Frau Yad Vashem besichtigt, und dort Familienspuren gesucht. Vor kurzen haben wir eure Adresse erhalten“.

Ich las den Brief verblüfft. Was meinte er, im Namen Gottes, mit „jüdischen Wurzeln“? Gibt es „Becks“, die nicht jüdisch sind? Der „neu-alte“ Verwandte begann uns Fotos und Dokumente zu schicken, die das Leben und den Tod der Familie Beck enthielten. Mit jedem Brief erfuhr ich mehr über meine bis dahin nicht „existierende Familie“. So lernte ich auch, zum Beispiel, dass der „DDR-Onkel“ nur dank einer „Mischehe“ dem Tod fliehen konnte.

Ich bekam Familie, um sie sofort zu verlieren. Auf einmal hatte auch ich eine andere Geschichte, die sehr unterschiedlich von meiner „israelischen“ Geschichte war, mit der ich groß geworden bin. Der Holocaust – der immer so abstrakt war – ist plötzlich ein Teil von mir geworden – persönlich, intim, direkt.

Ich habe dann eine Reise auf den Spuren meiner Familie, ihres Sein und Verschwindens unternommen, die mich nach Österreich und Deutschland gebracht hat. Ich musste verstehen, was meiner Familie passierte.

Das zweite Bild fand ich im Keller der Wohnung meiner Eltern in Haifa. Es stammt aus derselben Zeit des ersten Fotos und war versteckt im Nachlass meiner Großmutter mütterlicher Seite. Esther Kowalski wurde 1907 in Jerusalem in eine bürgerlichen Familie geboren, die Musikinstrumente ins Heilige Land importierte. Ihr ganzes Leben sammelte meine Großmutter Briefe und Karten von Verwandten, Freunden und Geliebten, die nach ihrem Tod in geschlossenen Kartons lagen. Meine Neugier überzeugte mich mal, diese Kartons zu öffnen. Zu meinem großen Erstaunen entdeckte ich unter den verstaubten Briefen hunderte Postkarten, die aus dem Deutschland der 20er und 30er Jahren stammten. Der Absender war ein junger Mann aus Kaiserslautern, der sich in meine Großmutter über eine gemeinsame Besessenheit für die Esperanto-Sprache verliebte. Jeden Tag hat er ihr Liebeserklärungen – ab und zu auch auf Deutsch – gesendet. Irgendwann, um 1933, hörte er auf. Ich fand in den Kartons auch ein Bild von ihm – ein offizielles Porträt mit Namen und irgendeinem Emblem.

Großmutter Esther hat nie vom „Ricki“ aus Kaiserslautern erzählt. Bis heute habe ich nicht erfahren, was mit diesem Mann passiert ist. War er Jude, oder nicht? Ist er Nazi geworden oder musste er fliehen? Wer hat wen enttäuscht und warum?

Seine Postkarten waren aber ein Beweis für Zeiten, in denen Menschen aus Deutschland und Eretz-Israel ganz normale Beziehungen, sogar Liebesbeziehungen haben konnten. Ohne zu ahnen, was bald auf sie zu kommen wird. Es gab vor dem Horror eine absolut andere Geschichte, und die wollte ich auch entdecken.

Deutschland und die deutsche Kultur habe ich über meine Großmutter Esther kennen gelernt, obwohl sie nicht aus Deutschland kam. Unser Musikladen arbeitete vor und nach dem Krieg mit Firmen aus Deutschland. Im Freundeskreis der Familie gab es hauptsächlich Jeckes, die zweimal die Woche zusammen „Bridge“ spielten, sich miteinander über die Lage der Welt auf Deutsch unter-

hielten und mir „Süßigkeiten“ schenkten. Deutsch war bei uns immer zu Hause.

Eine meiner stärksten Kindheitserinnerungen ist sogar mit einem deutschen Kloster verbunden. Bestimmte jüdische Feiertage verbrachten wir bei engen Freundinnen der Familie, den Schwestern eines Karmelitenordners aus Nazareth. Dort, schon mit 5 Jahren, lernte ich „Bitteschön“ und „Dankeschön“ sagen, um frische Lebkuchen direkt von der Küche zu bekommen. Oft sehne ich mich nach diesen fröhlichen und ruhigen Feiertagen im Kloster, nach dieser Harmonie zwischen Synagoge und Kirche, zwischen Juden, Arabern und Deutschen, die so entfernt und selten geworden sind. Deutschland war für mich immer da – einladend und ablehnend, tolerant und grausam. Meine Verbindung zu Deutschland basierte auf einem Rätsel. Von Kindheit an begeisterte mich die deutsche Kultur. Aber später, als ich begonnen hatte zu erfahren, welches Verbrechen diese Kultur gegenüber meinem Volk verursachte, wollte ich unbedingt verstehen, wo dieses Böse – an das ich nicht glauben wollte – herkam.

So, bin ich vor fünf Jahren über meine Arbeit endlich nach Deutschland gekommen.

Deutschland. Warum eigentlich rede ich darüber im Singular? Es gibt kein einziges Deutschland, sondern etliche „Deutschländer“ – West und Ost, Süd und Nord, freie Staaten und freie Städte.

Jede Ecke in diesem großen Land hat ihre spezifischen Eigenschaften, Mentalität, Dialekt und Lokalpatriotismus. Jeder deutsche „Stamm“ betrachtet seine „Verwandten“ als „komisch“, „lächerlich“, „unseriös“, „arrogant“, „faul“ oder „betrunken“. Einig sind viele nur in ihrer misstrauischen Haltung gegenüber „Fremden“ und „Ausländern“.

Ich traf ein sehr komplexes Deutschland: nach Einigkeit strebend, aber in vielem geteilt; gleichzeitig unglaublich liberal und oft unerträglich konservativ; kosmopolitisch und verschlossen; besserwisserisch und ignorant, stolz und ängstlich, und wie ängstlich. Der Wille, ein deutsches Volk zu kreieren, hat in diesem Land eine bestimmte Mittelmäßigkeit geschaffen, die Individualismus und Anderssein sehr stark unterdrückt. Viele Deutsche haben Angst, „anders“ zu leben und zu denken. Jeder der „anders“ denkt, „polarisiert“.

Neo-Nazi-Gruppen, war mir schon damals klar. Ich habe ein paar Mal die Freunde meiner Eltern in Deutschland besucht und einige Jahre zuvor ihr Angebot höflich abgelehnt, nicht nach Israel zurückzukehren, um dem Militärdienst zu entgehen. Der Judenhass in Deutschland faszinierte mich damals sehr. In einem großen Umschlag, den ich mitnahm und bis heute besitze, befindet sich ein Bericht aus dem Jahre 1987 über die Hetzkampagne gegen einen jüdisch-israelischen Arzt in der hessischen Kleinstadt Gedern. Auch heute noch lese ich mit Schrecken welche antisemitischen Verleumdungen gegen ihn verbreitet wurden, sein Wagen wurde mehrmals beschädigt, er erhielt anonyme Drohanrufe und schließlich wurde sein Haus in Brand gesetzt. Der Arzt erstattete Anzeige gegen den Bürgermeister und Priester, die er als Drahtzieher der Kampagne verdächtigte. Schließlich musste er Gedern verlassen.

Ich suchte bundesweit die Dämonen von Gedern, stattdessen fand ich eine Nation, die zwischen sentimentaler Judenfreundlichkeit und brutalem Israelhass pendelte. Als ich einmal auf einer Party mit einer Frau ins Gespräch kam und mich als Israeli outete, rannte sie zu ihrer Freundin und rief: „Schau mal, er ist Jude!“ Das deutsche Ehepaar, bei dem ich ein Zimmer mietete, beeilte sich eine Friedenskonferenz zu organisieren – im Treppenhaus, denn ihr irakischer Nachbar, mit dem ich die Hand hätte schütteln sollen, ließ mich nicht einmal über seine Türschwelle.

Bald lernte ich ein neues deutsches Wort kennen: Klezmer. Obwohl ich damals intensiv die britische New Wave und Rock verfolgte, wäre ich damals nie auf die Idee gekommen, mir ost-europäische Lieder auf Jiddisch anzuhören. Hier gehörte das zum guten Ton.

Und so erlebte ich meinen ersten Klezmerabend im Rahmen eines Festivals im Haus der Kulturen der Welt in Berlin. Am besten hat mir eine israelische Band gefallen, in der auch mein ehemaliger Saxophonlehrer mitspielte, weil sie am authentischsten klangen. Das Publikum wirkte jedoch völlig erstaunt: Es hat anscheinend nie zuvor religiöse Juden in dunklen Anzügen gesehen, die auf der Bühne musizieren. Allmählich jedoch packten die frommen Melodiemacher die jungen Zuhörer, die in den Gängen begeistert tanzten. Selbstverständlich gehörte bei einem solchen Festival auch das einzige in Israel zensierte Theaterstück, „Ephraim kehrt zum Militär zurück“ von Yitzhak Laor dazu, in dem er Parallelen zwischen dem israelischen Gouverneur des Westjordanlandes und einem Nazi-Kommandanten zieht. Der linksradikale Aktivist Laor zog vor das Oberste Gericht, das die Aufführung erlaubte.

Die große Sympathie gegenüber jüdischer Kultur war sehr oft mit einer pauschalen Israelkritik verbunden, die für mich manchmal unverständlich erschien. So reagierte die linke deutsche Bekannte, die ich über einen friedensstiftenden Verein kennen gelernt hatte, mir gegenüber ablehnend, weil ich

früher Soldat gewesen war. Dass Israel wesentlich bedrohter ist als Deutschland und daher auch die meisten Kritiker der Besatzungspolitik einen Militärdienst und manchmal sogar eine militärische Karriere hinter sich haben, konnten sie schlichtweg nicht begreifen.

Manchmal musste ich sogar für die Siedlungspolitik büßen. Einmal wurde ich zu einem Abendessen in Kreuzberg eingeladen. Das Essen blieb mir im Hals stecken. Denn parallel schimpfte mein Gastgeber über die israelische Besatzung. Er war anscheinend bestens informiert. An der Wand hing eine Landkarte, auf der er jede einzelne Siedlung im Westjordanland und Gaza mit einem kleinen Pin markierte. Ich notierte in meinem Terminkalender: „Sofort Ariel Sharon anrufen und fragen, warum er mir den Abend verdorben hat.“

Den gewaltsamen Antisemitismus im zitierten Artikel habe ich in Deutschland nicht erlebt, im Gegensatz zur Gewalt gegen Ausländer. Die Neo-Nazis (in der Regel heißen sie hier „Rechtsradikale“, nur Linksradikale nennen sie „Nazis“) wirkten auf mich pathetisch bis lächerlich. Es waren eher die latenten Antisemiten, die mich besorgten. Erst Jahre später werde ich einen ausführlichen Bericht über Jürgen Möllemann liefern, ergänzt durch eine TAZ-Karikatur von Möllemann und Westerwelle. Darin sagt der FDP-Chef: „Wir sind keine Antisemiten“, und Möllemann ergänzt: „Wir tun nur so.“

Aber wie sieht ein latenter Antisemit aus? Ist er automatisch anti-israelisch? Und was tut man dagegen? Mitte der 90er Jahre zog ich in eine neue Wohnung: ich konnte das andauernde Geklapper der jüdischen Nachbarin nicht mehr ertragen, die lange Märsche auf Stöckelschuhen absolvierte und alle meine Angebote, ihr weiche Hausschuhe zu kaufen, ablehnte. Die neue Wohnung war absolut still, auch wenn der Nachbar nebenan offensichtlich nichtjüdisch war. Was genau ihn in meinen Augen verdächtig machte, weiß ich nicht mehr. Vielleicht ein flüchtiges Telefonat, das ich zufällig anhörte, als ich vor der Tür stand. Es ging um den Schutz „eines unserer Leute“, der wegen seiner Tätigkeit von seinem Arbeitgeber unter Druck gesetzt wurde.

Eines Nachts war die Ruhe zu Ende. Aus der Nachbarwohnung dröhnte laute, grässliche Musik. War

es Nazi-Pop? Endlich war ich an der Front, allein gegen die braune Pest. Meine ganze Erziehung des stolzen Israelis sowie die des engagierten Bürgers standen nun auf dem Prüfstein. Diesmal werden wir nicht mit Ohrstöpseln wie Lämmer zur Schlachtbank gehen!

Ich atmete tief, machte die Tür auf und klopfte an die braune Tür. Einmal, zweimal, dreimal, höflich, insistierend, mit der Faust – vergeblich. Ich klingelte – einmal, mehrmals – ergebnislos. Dann rief ich die Ordnungshüter des demokratischen Deutschlands an. Bald kamen sie – ein Polizist und eine Polizistin. Sie klopfen an die Tür – höflich, energischer, dann klingelten sie, schließlich zuckten sie die Achseln: Er mache nicht auf. Die Hilflosigkeit der deutschen Beamten ärgerte mich als Berliner, aber freute mich als Israeli, weil sie einen krassen Widerspruch zu den uniformierten Deutschen in den Holocaust-Filmen darstellte.

Mit israelischer Chuzpe drängte ich die Polizisten, die immer heftiger an die Tür schlugen, bis der halb bewusstlose und volltrunkene Nachbar endlich aufmachte. „Nächstes Mal kriegen Sie eine Anzeige“, drohten die zunehmend selbstbewussten Polizisten. Er nickte. Sie gingen. Seitdem wurde es still um den einsamen Nachbarn. Beinahe begann ich meinen Verdacht als jüdische Paranoia abzutun, als ich eines Tages im Treppenhaus eine Hilfstruppe junger kräftiger Kurzgeschorener traf, die verschiedene Möbelstücke hinunter trugen. Als ich die letzte Treppe erklomm, wurde mir klar, dass mein Nachbar auszog: Vor mir an der Wand stand eine große umrahmte Landkarte. Sie zeigte Deutschland in den Grenzen von 1937.

Israel ist für viele Deutsche kein fremdes Land, von dem sie keine Ahnung haben, sondern ein Teil ihres eigenen Ichs. Mit Israel beschäftigen sich die wenigsten, aber mit dem eigenen Ich tun sich die meisten schwer. Daher reden sie oft schneller als sie denken. Eine Redakteurin, die sich für jüdische Themen besonders interessiert, beklagte sich während der letzten Intifada: „Wenn ich diese Bilder im Fernsehen sehe, frage ich mich, ob es nicht falsch war, den Staat Israel zu gründen“. Zur gleichen Zeit fragte mich eine Frau gleich beim ersten Date: „Warum behandeln die Israelis die Palästinenser wie einst die Nazis die Juden?“ Mein Erstaunen war genauso groß wie meine Wut.



Igal Avidan,
geb. 1962 in Tel Aviv (Israel). 1980 Abitur in Tel Aviv.
1987 Studium an der Bar Ilan Universität, Ramat Gan.
1988 Magister in Englischer Literatur und Informatik.
1996 Diplom in Politikwissenschaft. Seit 1990 freier Berichterstatter aus Berlin für verschiedene israelische, deutsche u.a. Zeitungen, Hörfunksender und Nachrichtenagenturen.
Seit 1996 Deutschland-Korrespondent der Tageszeitung Maariv, Tel Aviv.

„Polemik“ ist fast ein Schimpfwort geworden. Man sucht immer und überall ein Konzens, eine Harmonie. Probleme werden unter dem Teppich geräumt, um Auseinandersetzungen zu vermeiden. Das Leben einer Nation ist aber kein „Sommermärchen“ und keine Talkshow à la Christiansen. Es hat sich in diesem Land eine Debattenkultur entwickelt, in der Banalitäten und politisch-korrekte Mantras automatisch wiederholt werden, ohne dass irgendjemand wirklich an sie glaubt. Deutschland muss sich ent-Christiansen-nisieren. Gott steckt im Detail. Die Zukunft steckt im Pluralismus.

Und weil Deutschland schon im Plural existiert, gibt es keine „deutsche Mentalität“. „Die deutsche Pünktlichkeit“? Diejenigen, die behaupten, dass so was existiert, fahren sicherlich nicht mit der „Deutschen Bahn“. „Die deutsche Effizienz“? Fragen wir die Kunden der „Deutschen Telekom“, wie man das buchstabiert. Ist „die deutsche Gemütlichkeit“ bei den unbequemen Sitzen von „Lufthansa“ zu finden? Und trifft man „die deutsche Höflichkeit und Gastfreundschaft“ auf den Strassen von Berlin?!

Deutschland ist ein Land von Gegensätzen: Das Land von Bischof Mixa und Klaus Wowereit, von Günther Grass und Henrik Broder, von Kaya Yanar und Udo Voigt, von BMW und vom „Black Block“. Und Gott sei Dank ist es so. Ja, Deutschland ist wirklich anders und vor allem vielseitig. Es gibt hier Neonazis aber auch Anarchisten, Antisemiten und Philosemiten, diejenigen die sich schämen, „deutsch“ zu sein, und die anderen die sehr stolz darauf sind. Und warum eigentlich nicht, wenn man einen guten Grund dafür hat?! Ich habe in Deutschland wunderbare Leute getroffen, weltoffen, neugierig, freundlich, auch die sich für die Vergangenheit, Judentum und Israel interessieren. Ich habe aber, öfter, viele getroffen, die mich als Israeli und Jude abgelehnt haben. Und auch diejenigen, die von Israel unglaublich falsche Ideen haben, die die sachliche Analyse der Lage im Nahen-Osten mit billi-

ger, unseriöser und propagandistischer Kritik und Klischees verwechseln, und auch jene, die meinen, der Holocaust sei doch schon über sechzig Jahre, eine ganze Ewigkeit her – und deswegen wollen sie nichts mehr darüber hören.

Das, was viele in Deutschland vergessen wollen, bleibt aber bei uns eine junge, noch sehr lebendige Erinnerung. Der Holocaust hat die israelische Geschichte und Gesellschaft dramatisch, ja traumatisch geprägt. Da kann man nicht einfach kommen und sagen: „Es ist doch nun schon sechzig Jahre her, bitte vergessen Sie es. Machen wir weiter, als sei nichts passiert.“

Das geht nicht. Viele in Deutschland möchten über Israel eine Meinung haben und über Israel sprechen, ohne Ahnung von den Tatsachen zu haben. Und wenn man sich wirklich informieren will, ist man auf die anti-israelische Berichterstattung vieler deutschen Medien angewiesen, die Israel – Volk und Regierung – zeigen, als wären sie das absolute Böse. Wie oft habe ich in den letzten Jahren das Mantra gehört: „Aber man kann und darf in Deutschland keine kritische Stellung gegenüber Israel äußern. Israel sei ein Tabu“.

Lächerlich. Absurd. Lesen Sie die Zeitungen, schauen Sie die Nachrichten im Fernsehen an, hören Sie den Berichten im Radio zu. Kann man Israel in Deutschland wirklich nicht kritisieren, oder sagt man es nur, um Israel überkritisieren zu können?

Hier hat sich nach dem 11. September eine Tendenz verstärkt, die allerdings schon nach Beginn der zweiten Intifada spürbar war: Israel wurde ausgemacht als die Ursache aller Probleme mit dem radikalen Islamismus. Zu behaupten, Israel sei das Problem, impliziert zwei Sachen: Erstens, die Juden sind mal wieder an allem schuld, und zweitens wird die Existenz Israels delegitimiert.

Wenn Israel als das eigentliche Problem gesehen wird, ist es nicht mehr weit dahin zu fordern, dass Israel verschwindet. Der iranische Präsident, Ahmadi Najad, sieht es auch so.

Der Grund, der hinter diesen falschen Behauptungen steht, hat mit einem Gott sei Dank noch existierenden Schuldgefühl vieler Deutscher und Europäer gegenüber den Juden aufgrund des Holocausts zu tun und mit der Idee, die Europäer hätten deswegen den Juden den Staat Israel geschenkt.

Heute versucht man, von dieser Schuld wegzukommen – und damit auch von den Konsequenzen und der Verantwortung, die mit dieser Schuld zu tun haben. Heute interpretiert man es so, dass man den Juden Israel quasi als kollektive „Entschädigung“ geschenkt hat, und leitet daraus das Recht ab, sich in die Angelegenheiten Israels einzumischen und die Israelis moralisch zu belehren. Im Endeffekt wird es darauf hinauslaufen, Israel eines Tages das Existenzrecht abzusprechen. Deutschland bleibt für mich noch immer ein Rätsel. Das macht alles hier so spannend. Dieses Land erlebt zur Zeit wichtige Prozesse, sogar eine fundamentale Transformation.

Es geht um die Entwicklung einer neu-alten nationalen Identität, die hoffentlich vielleicht mehr Neues als Altes in sich birgt. Die Geschichte wird heute in Deutschland geschrieben: die Auseinandersetzung mit dem Thema des deutschen Leidens währen des zweiten Weltkriegs, die „Ostalgie“, die erneute Debatte über die RAF, die wirtschaftlichen und sozialen Krisen, und die Tatsache, dass es heute in Deutschland wieder eine große jüdische Gemeinde gibt.

Eine massive PR-Maschine verkauft im Ausland ein falsches, idyllisches Bild von Deutschland, in dem man versucht, die Vergangenheit zu verschönen und zu relativieren, sogar zu löschen. Deutschland wird zu einem Spaßland. Es gibt aber keine Zukunft ohne Geschichte, und man kann sich seine Gesichte nicht aussuchen. Die deutschen Märchen sind schön. Die deutschen Realitäten sind aber viel interessanter.



Eldad Beck,
geb. 1965 in Haifa. An der Pariser Sorbonne studierte er Arabisch und Islamwissenschaften. Er ist Deutschlandkorrespondent der größten israelischen Tageszeitung „Yedioth Ahronot“. Seit 1994 lebt er in Berlin.

Gedanken über Deutschland

Mai 2007

Seit fast genau acht Monaten lebe ich nun schon in Israel. Menschen, die wir hier neu kennen lernen, stellen viele Fragen. Das Antworten ist für mich schon so Routine, dass ich mir manchmal wie in einem einzigen, immer gleich bleibenden Monolog vorkomme. Was sich allerdings nie zu ändern scheint, sind die immer neuen Geschichten, die wir zu hören bekommen. Es ist sehr beeindruckend, wenn beispielsweise jemand, den ich an einem Falafel-Imbiss-Stand kennen lerne, mir in Deutsch erklärt, dass er diese Sprache kann, da die Großmutter aus Österreich kam, und mich dann übergangslos fragt, ob wir nicht einmal zu einer Party bei ihm kommen wollen. Ich werde mich wohl nie an diese Aufgeschlossenheit gewöhnen, die hier gegenüber mir und meiner Staatsangehörigkeit herrscht, wo es doch die schmerzlichsten Familienerinnerungen gibt.

TEXT_EMILY KUCK

Erst gestern zum Beispiel waren meine (deutsche) Mitbewohnerin und ich mit zwei israelischen Freundinnen in einer Bar. Nach längerer Zeit rückte die eine der beiden Israelinnen mit der Sprache heraus, dass 20 Mitglieder ihrer Familie in Konzentrationslagern wie Auschwitz oder Treblinka waren und ein Teil von ihnen dort gestorben sind. Dieses Mädchen hatte im nächsten Moment noch die Kraft, sich bei mir dafür zu entschuldigen, dass sie vielleicht einmal zu voreingenommen gegenüber Deutschen war. Weiterhin wird mir immer wieder versichert, ich solle mich bloß nicht schuldig fühlen, ich könne ja nichts für die Vergangenheit. Eigentlich müsste man die Menschen, die im „Dritten Reich“ lebten und nichts gegen die Gräueltaten der Nazis unternahmen, sogar bis zu einem gewissen Grad verstehen. Das sagt mir Erfrat, 24 Jahre alt, eine jüdische Israelin. Natürlich kommen in den Gesprächen immer wieder Fragen, was die Menschen in Deutschland über Israel und Juden denken und ob wir in der Schule auch über die Schoa (den Holocaust) lernen. Und dann kommt der wohl schmerzhafteste Teil der Unterhaltung.

Bilder rauschen durch meine Gedankenwelt, Bilder und Nachrichten, die mich während meiner Zeit hier in Israel aus dem fern scheinenden Deutschland erreichen. Da hörte ich von der Schändung des Gedenksteins für die Synagoge in Frankfurt (Oder) und zu meinem größten Erschrecken von dem am 27. Januar genehmigten Naziaufmarsch, zu dem ich nur sagen kann, dass mir schleierhaft ist, mit welcher Moral dieser Aufmarsch an einem Datum wie dem 27. Januar genehmigt werden kann, wo es sich hierbei doch um einen Gedenktag handelt. Für die Überlebenden und Hinterbliebenen des Holocaust und deren Angehörige und Familien muss es wie der blanke Hohn scheinen, wenn Nazis an diesem Tag juristisch ungehindert durch die Strassen marschieren. Weiterhin hörte ich von einem Fußballspiel in Deutschland, das von einer der beiden Mannschaften beendet wurde, da diese sich auf Grund ihrer jüdischen Spieler schlimmsten antisemitischen Anfeindungen gegenüber sah. Und dann kam der bislang größte Schock: die Nachricht über den Anschlag auf den jüdischen Kindergarten in Berlin.

All diese Bilder rasen im Schnelldurchlauf durch meinen Kopf und ich weiß nicht, was ich antworten soll, wenn ich gefragt werde, was die Menschen in Deutschland über Israel, jüdische Menschen oder den Holocaust denken. Immerhin scheint es mir, als würden sich Anfeindungen in Anschläge umwandeln und als stünde der größte Teil der deutschen Bevölkerung daneben und ließe alles aus angeblicher Demokratieliebe oder unverhohlenem Antisemitismus zu. Es schmerzt mich, welche Antwort ich Efrat, dem Mädchen, das mir trotz der schmerzhaften Vergangenheit ihrer Familie so nett und offen begegnet, geben muss. Ich frage mich, ob und wann sich an diesem Zustand in Deutschland einmal etwas in positiver Richtung ändern wird.

Ich komme nicht umhin, mich mehr und mehr für meine Staatsangehörigkeit nicht nur der Geschichte wegen verantwortlich zu fühlen, als eine Person, die das Vergessen niemals zulassen wird. Aber ich fühle mich manchmal unwohl, dass ich mit diesem Land in irgendeiner Verbindung stehe.



Emily Kuck
aus Frankfurt/O., 20 Jahre, ASF-Freiwillige im „Haifa Feminist Center“ (Israel)



Ein Israeli berichtet über seine Erfahrungen in Deutschland

TEXT_GUY BAND

Am 14. September 2006 war mein erster Arbeitstag im Haus der Wannsee Konferenz. Als ich damals das Gästebuch öffnete, konnte ich mich nicht mit den hebräischen Einträgen israelischer Besucher identifizieren, aber zu der Zeit verstand ich noch nicht, warum das so ist. Die Mehrheit diese Einträge sprachen über Sieg – persönlichen, familiären oder nationalen Sieg.

Ich heiße Guy Band und ich bin fast 30 Jahre alt, und denke, dass man sagen könnte, dass ich ein israelischer Patriot bin. Ich habe mein Abitur gemacht, habe drei Jahre in der Armee gedient und danach als Touristenführer in Israel gearbeitet. In meiner Arbeit war es besonders wichtig für mich mit Schulgruppen zu arbeiten, da ich bei ihnen das Gefühl hatte, eine pädagogische Arbeit zu machen, ihnen meine Liebe zur Natur, zur Geschichte und der besonderen Struktur der israelischen Gesellschaft zu vermitteln. Wegen dieser Erfahrung habe ich entschieden zu stu-

dieren. „Israel Studien“ an der Bar-Ilan Universität war die beste Möglichkeit, da ich dort verschiedene Aspekte zu Israel vertiefen konnte, „Spaß“ haben und meine Fähigkeiten als Guide verbessern konnte. Nach meinem Studium habe ich mich gefragt, was ich machen will. Ob ich weiter an der Universität bleiben, als Touristen Guide weiter arbeiten oder etwas anderes versuchen soll. Bei meiner Arbeit als Touristenführer und an meiner Universität, die am orthodoxen Juden-

tum orientiert ist, war mir klar geworden, dass Kontakte zwischen Menschen mit verschiedenen kulturellen Hintergründen wichtig sind. Bei diesen Kontakten geht es immer um einen Austausch von Meinungen und um persönliche Beziehungen. Damit auch um unsere Stereotype und Menschen, die hinter diesen Stereotypen stehen. Meine Erfahrungen haben mir auch gezeigt, dass nur durch Kontakte diese Vorurteile verändert werden können und die Akzeptanz füreinander vergrößert werden kann.

Dieses Wissen und weil ich in Israel die Arbeit von ASF kennen gelernt hatte, haben mich dazu gebracht, mich zu bewerben. Weil ich Geschichte studiert hatte und wegen meiner Arbeit als Tourist-Guide wollte ich im Haus der Wannsee-Konferenz arbeiten.

Dort habe ich in den ersten Monaten vor allem mit israelischen und Englisch sprechenden Gruppen gearbeitet. Ich habe versucht, ihnen die Geschichte des Hauses und die Debatte um den Holocaust in Deutschland seit 1945 nahe zu bringen. Außerdem habe ich versucht, mit ihnen Fragen über unsere Gegenwart und Zukunft zu diskutieren. Als meine Deutschkenntnisse sich verbessert hatten, konnte ich aktiv bei der Betreuung deutscher Schulklassen und bei Vorbereitungsseminaren für deutsche Schüler bei einem deutsch-israelischen Jugendaustausch mitarbeiten.

Im Mai nahm ich an einer Gedenkstättenfahrt von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste für uns Deutschlandfreiwilligen in die Gedenkstätte Auschwitz teil. Die Reise war für mich eine weitere Möglichkeit, den Umgang mit der Geschichte meiner Mitfreiwilligen zu erleben und mit ihnen die verschiedenen Narrative unserer Heimatländer zu reflektieren.

Auch wenn es hart klingt: für mich persönlich glich das ehemalige Stammlager einem großen „Lunapark des Todes“ – Hunderte, wenn nicht sogar Tausende von Menschen wurden von Guides durch die Baracken geschleust, „komm seht den Tod und das Leiden“. Am Tag danach, als wir Birkenau besucht haben, war ich wie erschlagen. Die Natur, das Grün und das Vogelgezwitscher provozierten zwei Fragen: Wie konnte das passieren? Und warum konnte das passieren? Als wir durch das sogenannte „Saunagebäude“ liefen, wurden diese zwei Fragen stärker und stärker.

Als ich am Ende des Gebäudes ein Gästebuch sah, las ich die hebräischen Eintragungen. Auch dort waren nur Einträge zu lesen, die sich mit einem „Sieg“ beschäftigten. Ich konnte nicht verstehen, warum niemand dieselben Fragen, nach dem Wie und dem Warum mit mir teilte. Ich be-

gann mich zu fragen, ob „wir“ – Juden und Israelis – wirklich gesiegt haben. Ist es ein Sieg über den Nationalsozialismus und dessen Pläne alle Juden Europas zu ermorden, wenn Israelis heute die historischen Orte besuchen und ihre Erkenntnisse sich ausschließlich darum drehen, dass sie z.B. der lebende Beweis für diesen Sieg sind?

Vor etwa vier Monaten war im HdWK eine Austauschgruppe deutscher und israelischer Pädagogen. Wie immer sind wir in zwei Gruppen, nach Sprachen aufgeteilt, durch die Ausstellung gegangen und haben uns danach in einem Seminarraum für ein gemeinsames Gespräch getroffen. Einer der deutschen Teilnehmenden fragte, wie wir methodisch mit der Kluft umgehen, die zwischen der Täter- und der Opfergesellschaft besteht, den Schuldigen und den Opfern, bei einem deutsch-israelischen Jugendaustausch.

In einem Brief an Einstein von 1932 schreibt Freud in etwa: „Wenn wir uns die Schrecken der Geschichte ansehen, haben wir manchmal den Eindruck, dass die Ideologie nicht Motivation war, sondern nur ein Vorwand für einen destruktiven Wunsch, der in jedem Menschen vorhanden ist, in jeder Sprache, in jeder Religion – seit hunderten und tausenden Jahren der Geschichte und wahrscheinlich auch schon vorher. Es stimmt wohl, dass es gewalttätigere Kulturen als andere gibt, aber in jeder Kultur ist Gewalt vorgekommen. Es gibt Situationen, die das Hervortreten der Gewalt an die Oberfläche provozieren.“

Ich lebe heute mit dem Gefühl, dass wir verloren haben oder, anders formuliert, dass die Nationalsozialisten gesiegt haben. Wenn bis in die dritte Generation hinein unsere Gesellschaft sich in unseren Schmerz eingräbt, es bei deutsch-israelischen Jugendbegegnungen bis heute ein hierarchisches Verhältnis gibt, die „Opfer“ auf der höheren, die „Täter“ auf der niedrigeren Stufe stehen, dann ist damit genau die Teilung gelungen, die die Nationalsozialisten erreichen wollten. Da geht es nicht um Gemeinsames, sondern um „sie“ und „wir“ – ein Leben geprägt auch von Angst.

Mein Traum ist es, diese Kluft zu schließen, dass wir durch den Schmerz, Scham und Angst die universalen Lehren des Holocausts sehen können und gemeinsam aktiv an der Verbesserung der Welt arbeiten. David Hume erklärt in seiner Abhandlung „Untersuchung über die Prinzipien der Moral“, dass wir zwischen Gutem und Schlechtem differenzieren sollten zum Wohl der Gesellschaft, d.h. zum Nutzen der Öffentlichkeit. Ich hoffe, dass Humanismus ein Ziel zum Wohl der Gesellschaft ist – gleich ob in Zusammenhang mit Klima, Wirtschaft oder politischen Themen – und dass er zusammenhängt mit Respekt gegenüber der Kultur und dem Glauben der Anderen. Ich glaube, dass der Weg dahin bedeutet, unterschiedliche Gesellschaften kennen zu lernen und einander näher zu bringen. Ich denke, dass der einzige Weg dahin über persönlichen Kontakt führt – genau wie bei ASF.



Guy Band,
geb. 1977 in Ramat Gan. Bachelor Studium am Martin (Szusz) Institute für Israel-Studien und Archäologie, Bar Ilan Universität Ramat Gan und M.A. Studium in die „Lander Institute for Communication about the Holocaust and Tolerance“, Toro College Berlin. 2006 – 2007 ASF Freiwilliger im Haus der Wannsee-Konferenz.

Der französische Staatspräsident Nicolas Sarkozy hat bei seinen gestrigen Gesprächen mit Israels Ministerpräsident Ehud Olmert in Paris seine tiefe Verbundenheit mit Israel zum Ausdruck gebracht. Die Gründung des Staates bezeichnete er als das „bedeutendste Ereignis des 20. Jahrhunderts“, wobei er betonte: „Man sagt, dass ich Israel unterstütze, weil mein Großvater jüdisch war, doch ist dies keine persönliche Angelegenheit. Israel steht für Vielfalt und Demokratie im Nahen Osten. Es ist ein Wunder, dass aus den Überresten des zerstreuten jüdischen Volkes solch ein Staat entstanden ist.“

(Ha'aretz, 23.10.07)

„Ein Jude muss mehr sein als nur Anwalt oder Financier“

EIN GESPRÄCH MIT DEM UNTERNEHMER STEF WERTHEIMER ÜBER IDEALISMUS, DIE POSITIVEN ASPEKTE DES ANTISEMITISMUS UND DIE BEDEUTUNG VON FRIEDEN FÜR ISRAEL.

Der 80-jährige Stef Wertheimer, Gründer von Iscar (Israel Carbide), dem in Galiläa domizilierten Milliarden-Konzern für Metallschneidinstrumente, Turbinenschaufeln und vielem mehr, ist ein mit beiden Beinen auf dem Boden stehender Realist. Gleichzeitig aber ist er ein unverbesserlicher Optimist, der sich auch heute noch den Luxus leistet, zu träumen, etwa vom „normalen“ Juden, der kein Auserwählter sein, sondern produzieren soll, oder vom Frieden mit Israels Nachbarn. 1937 übersiedelte Stef Wertheimer unfreiwillig mit den Eltern vom süddeutschen Kippenheim nach Tel Aviv. Das Interview fand in Wertheimers Büro in Tefen statt, einem Flecken in Nord-Israel. Von Wertheimers Büro aus – der Spitze eines in rund 50 Staaten vertretenen Konzerns, der 6.000 Menschen beschäftigt – genießt man einen majestätischen Rundblick auf die Berge Galiläas. Im Dunst glänzt die Schneekuppe des Hermon-Berges.

INTERVIEW_JACQUES UNGAR



aufbau: Sie flüchteten 1937 mit Ihren Eltern aus der deutschen Heimat nach Erez Israel. Wann wurde Israel für Sie bewusst vom Zufluchtsort zur Heimat?

Stef Wertheimer: Das war im Jahr 1945. Als ich der Palmach beitrug, begann ich zu verstehen, dass Israel meine neue Heimat ist und dass ich kämpfen musste, damit sie bestehen bleibt.

aufbau: Ist Ihnen die Integration leicht gefallen? Es gibt doch wohl kaum einen krasserer Unterschied zwischen der europäisch-jeckischen Lebensweise und der orientalischen.

Stef Wertheimer: Nein, die Integration war nicht leicht. In der Schule waren die Kinder, die deutsch sprachen und kein Hebräisch konnten, nicht beliebt. Ich habe anfangs in Tel Aviv an der Frischmann-Strasse gelebt, wo die meisten Leute deutsch sprachen. Das hat den Übergang einigermaßen erleichtert. Auch für meine Eltern war die Sache nicht einfach, konnten sie

doch bis zu ihrem Lebensende kaum Iwrit sprechen. Meine Mutter war Musiklehrerin, und durch die Musik fiel ihr die Akklimatisierung an die neue Umgebung etwas leichter. Mein Vater dagegen machte eine schwere Zeit durch; seine Mentalität war einfach zu verschieden von der hiesigen. Ich bewältigte den Integrationsprozess zwischen 1937 und 1945.

Für uns in Erez Israel tauchte ein dreifaches Problem auf, das unsere Gedanken an die Integration in den Hintergrund drängte: Hitler, Rommel und die Engländer, die Juden nicht ins Land lassen wollten. Mit der Frage, wie wir uns fühlten, konnten wir uns nur ganz gelegentlich beschäftigen. Zum Denken blieb damals wenig Musse. Wir mussten überleben und uns irgendwie zurechtfinden.

aufbau: Im Alter von 14 Jahren haben Sie die Schule verlassen, um zu arbeiten. Würden Sie das

nochmals tun, wenn Sie das Rad der Geschichte zurückdrehen könnten, oder würden Sie heute zuerst versuchen, ein Studium zu absolvieren?

Stef Wertheimer: Für mich war der von mir eingeschlagene Weg wahrscheinlich eine gute Lösung, denn ich hatte die Lehrer nicht so gerne. Ich war kein guter Schüler. Ich hatte meine eigenen Gedanken und meine eigenen Vorstellungen von dem einzuschlagenden Weg.

aufbau: Was waren Ihre Gedanken, Ihre Ziele?

Stef Wertheimer: Ich wollte, dass wir in Israel kulturell, wirtschaftlich und in allen anderen Beziehungen etwas aufbauen würden, was genauso gut sein sollte, wie das, was ich in Deutschland zurückgelassen hatte. Damals träumte ich davon – und ich träume heute noch immer –, dass wir aus dem Mischmasch einen „neuen Juden“ würden erzeugen können. Einen ganz normalen Men-

schen, der nicht in der Vorstellung lebt, Mitglied eines auserwählten Volkes zu sein, sondern eine Person, die einem ganz normalen Volk angehört, in dem nicht jeder versucht, auch noch Anwalt oder Financier zu werden. Mein Idealvolk produziert, es ist kultiviert und hat die Fähigkeit, Frieden zu schliessen. Es will nicht ständig gegen alle kämpfen. Unter normalen Menschen verstehe ich auch Menschen, die sich nicht als Minorität sehen, die meint, sich ständig mit dem Rücken zur Wand verteidigen zu müssen, sondern als Majorität. Das ist der Hauptpunkt. Sobald man sich als Minderheit sieht, denkt man in Dimensionen des kleinen Bargeldes, wie ich es zu nennen pflege.

aufbau: Der Rüstungsbetrieb Rafael hat Sie einst wegen mangelnder Ausbildung entlassen. Was sagen Sie heute, in der Retrospektive, dazu?

Stef Wertheimer: Ich bin ihnen dankbar, denn dadurch erhielt ich die Chance, meine eigene Firma aufzubauen. Sonst wäre ich wahrscheinlich auf Jahrzehnte hinaus bei Rafael geblieben.

aufbau: Als Sie 1952 Ihre Metallschneidfabrik in Naharija gründeten, hatten Sie da vor allem den unmittelbaren Broterwerb vor Augen, oder hatten Sie damals schon Visionen?

Stef Wertheimer: Es ging ganz klar um den Broterwerb. Ich hatte eine junge Frau und zwei Kinder und musste ein regelmässiges Einkommen nach Hause bringen.

aufbau: Wann haben Sie begonnen, von den grossen Sachen zu träumen und sie zu verwirklichen?

Stef Wertheimer: Drei bis vier Jahre nach der Gründung des Betriebs in Naharija sah ich, dass Israel zu klein war. Ich musste nach Amerika reisen, um mir das nötige Knowhow für die Bearbeitung von Hartmetall anzueignen. Ich kam zum Schluss, dass die von mir hergestellten Werkzeuge so gut sein müssen wie die besten auf der Welt. Bis heute ist es mein Ziel, immer bessere Werkzeuge, bessere Metallurgien, bessere Technologien zu haben. Ich wollte zeigen, dass man in Israel so gut sein kann wie die Spitzenleute überall auf der Welt. Diese Motivation hat mich vorwärtsgetrieben.

aufbau: Wissen Sie noch, wann Sie Ihre erste Million gemacht haben?

Stef Wertheimer: Vielleicht zehn Jahre nach der Firmengründung.

aufbau: Wirtschaftlich können Sie auf eine Karriere zurückblicken, um die sie viele beneiden. Politisch kann man das weniger sagen, haben Sie es in der Knesset doch nicht einmal vier Jahre ausgehalten. Lag das an Ihnen oder am politischen System in Israel?

Stef Wertheimer: Immerhin habe ich es drei Jahre und zehn Monate in der Knesset ausgehalten,

also fast vier Jahre. Mein oberstes Ziel war stets, die Zahl der produzierenden und arbeitenden Menschen in Israel zu erhöhen, und dafür die sogenannten Diaspora-Profile abzubauen, also die Berufe, die man leicht „mitnehmen“ konnte. Wir müssen Berufe auswählen, die uns genügend Arbeit geben und unsere Position auf dem Weltmarkt stärken, aber von Israel aus. Ausserdem müssen wir uns dafür einsetzen, dass die mit uns und in der Nachbarschaft lebenden Araber auch Industrie und Erfolgserlebnisse haben, denn nur so können wir Frieden erzeugen. Frieden gibt es nur, wenn alle beschäftigt sind und zu viel zu tun haben, um für das knappe Wasser oder den knappen Boden zu kämpfen. Die zu wählenden Berufe müssen uns ermöglichen, nicht mehr als verfolgte Juden, sondern als freie Juden in einem freien Land zu leben.

Tatsache aber ist, dass neben innenpolitischen Problemen aussenpolitische Konflikte die Verwirklichung des von Ihnen geschilderten Idealbildes vorläufig noch verhindern. Es ist ja nicht ausschliesslich Israels Schuld, dass wir noch nicht so weit sind.

Das ist überhaupt keine Schuldfrage. Tatsache ist, dass wir 2.000 Jahre lang eine Minderheit waren und jetzt versuchen müssen, normal zu sein. Dazu gehört, wie schon gesagt, die Wahl des für die Situation im Lande richtigen Berufs. Das haben viele Eltern noch nicht verstanden. Sie verstehen auch nicht, warum ihre Kinder ins Ausland gehen, nachdem sie den von den Eltern für sie ausgesuchten Beruf erlernt haben. Wir müssen auch einsehen, dass wir mit unseren Nachbarn nicht Frieden schliessen sollten, weil man uns dazu drängt, sondern weil wir etwas zu verlieren haben, weil eine Beruhigung in unserem ureigensten Interesse ist.

aufbau: Sie waren Mitglied von Shinui, einer Partei, die sich für den gesellschaftlichen Wandel eingesetzt hat. Heute ist von Shinui nur noch die Erinnerung übrig. Ist Israel noch nicht reif für den gesellschaftlichen Wandel?

Stef Wertheimer: Shinui wollte weder Links- noch Rechtsextreme in seinen Reihen haben. Wir suchten den goldenen Mittelweg. Das gleiche Ziel strebt meiner Meinung nach Kadima an.

aufbau: Fragt sich nur, wie lange es diese Partei überhaupt geben wird.

Stef Wertheimer: Wie lange, das ist nicht wichtig. Heute ist klar, dass die Macht der Extremisten auf beiden Seiten des Spektrums allmählich abnimmt und dass der Mittelweg wahrscheinlich immer stärker wird. Also weder die Arbeitspartei noch der Likud.

aufbau: Als Standort für Iscar haben Sie weder die Region von Tel Aviv noch Haifa gewählt, sondern eine abgelegene Gegend in Galiläa. Warum?

Stef Wertheimer: Ich hatte kein Geld, um nach Tel Aviv oder Haifa zu gehen. Hier fand ich gute Leute, mit denen ich heute noch arbeite.

aufbau: Im Mai 2005 haben Sie für über vier Milliarden 80 Prozent von Iscar an einen amerikanischen Investor verkauft. Taten Sie das voller Freude oder vielleicht mit einem weinenden Auge? Schliesslich handelt es sich um Ihr Lebenswerk.

Stef Wertheimer: Das habe ich gerne gemacht, denn Warren Buffett ist die Bestätigung dafür, dass wir hier gute Arbeit geleistet haben. Der Industriepark bleibt weiter in unserem Besitz, ebenso die Fabrik für Turbinenschaufeln, die mit Partnern wie Pratt & Whitney und Rolls-Royce zusammenarbeitet. Wir müssen ein Teil der Welt werden. Unsere Firma ist stabil, was vor allem darin zum Ausdruck gelangt, dass wir gute Leute ausgebildet haben. Trotzdem war die Transaktion auch eine emotionale Angelegenheit. Ich wollte das Unternehmen langfristig sichern. Das hat nichts mit Geld zu tun. Ich hätte mehr für Iscar bekommen können.

aufbau: Sie sprechen fast ein wenig überheblich von Geld, doch ist es nicht so, dass man diese Haltung erst einnehmen kann, wenn man schon so viel Geld hat, dass einem alles egal sein kann?

Stef Wertheimer: Ich benutze mein Geld, um Arbeitsplätze zu schaffen und Menschen auszubilden. Iscar steht heute für rund zehn Prozent aller israelischen Industrieexporte. Zudem beweisen wir hier in Galiläa, dass Juden und Araber etwas zusammen produzieren können, wahrscheinlich genauso viel wie Jerusalem mit einer Million Menschen.

aufbau: Heute sind es fast nur Skandale bis in die obersten politischen Etagen hinauf und Kritik an der Leistung der Armee, die Israel international in die Schlagzeilen bringen. Sind Sie dennoch froh, einen wesentlichen Beitrag an die Entwicklung dieses Staates geleistet zu haben?

Stef Wertheimer: Definitiv. Diese Schlagzeilen sind, so glaube ich, fast alle übertrieben, und manchmal tut es uns ganz gut, eins auf den Deckel zu bekommen, damit wir wieder bescheidener werden. Wir können nicht immer nur die Grössten und Besten sein. Es gibt gar keinen anderen Weg, um Israel auf die Beine zu helfen, und deswegen habe ich auch nichts gegen den Antisemitismus.

aufbau: Wie bitte?

Stef Wertheimer: Der Antisemitismus bringt die Juden nach Israel. Ich bin natürlich gegen den Antisemitismus, unter dem wir alle gelitten haben, aber ohne Antisemitismus wäre ich wohl kaum hier, und Sie wahrscheinlich auch nicht. Trotzdem wird es noch eine ganze Weile dauern, bis das Land wirklich auf eigenen Beinen steht.

aufbau: Wenn ich Sie richtig verstehe, dann sollten auch die USA von einer richtigen Antisemitismus-Welle überrollt werden.

Preisträger
der Buber-Rosenzweig-
Medaille 2008:
**Stef
Wertheimer**

Zu Leben und Werk

- Geboren am 16. Juli 1926 in Kippenheim
- 1937 Flucht der Familie nach Israel
- Schulbesuch in Tel Aviv mit 14 abgebrochen; Anschluss an Palmach, Unabhängigkeitskrieg
- 1952 Start als Unternehmer mit 1 Schleifmaschine und 2 LötKolben; Gründung von ISCAR (Israel Carbide), Produktion von Metallbearbeitungsgeräten für den heimischen Markt
- 1958 ISCAR exportiert, wächst und wächst (Umsatz heute 1.000.000.000 \$); 97 % Export. Filialen und Töchter in 50 Staaten
- 1981 Aufbau des Industrieparks von Tefen; Tefen als „Exportmodell“; der Industriepark als „kapitalistischer Kibbuz“. Jungen Firmen wird für die ersten fünf Jahre ihrer Existenz die Infrastruktur zur Verfügung gestellt; heute 162 Firmen in 4 Parks mit 600 Mio.\$ Umsatz; 4.000 jüdische, 2.000 arabische Israelis als Mitarbeiter; Export des Modells nach Jordanien, Ägypten und in die Türkei.
- 1984 Gründung von Kfar Vradim (Rosendorf): ein wirtschaftliches und gesellschaftliches Modell als Vorbild für ein „neues Israel“.
- 1977 – 1981 Mitglied der Knesset für Dash und Shinui.
- 1990er Jahre: Vision des Exports von Industrieparks als „Friedensparks“
- Nach 2000: Vision eines „Marshall-Plans“ für den Nahen Osten:
„Die Menschen werden gefährlich, wenn sie nichts mehr zu verlieren haben“.
„Sofern es um Frieden und Stabilität geht ... liegt das Problem darin, Arbeit zu schaffen und Löhne zu sichern.“
„Wer darauf achten muss, seinen Aufträgen nachzukommen, hat keine Zeit, Steine zu werfen.“
Ziel: Wer 6.000 \$ im Jahr verdient, ist für Intifada und Terrorismus verloren.
- 2006 erwirbt Warren Buffett (Berkshire Hathaway Inc.) 80% Unternehmensanteile für 4 Mrd. \$.



Stef Wertheimer: Das ist übertrieben, aber Israel sollte für alle Juden ein sicherer Platz sein. Unsere Hauptaufgabe ist es, die Leute umzuerziehen, damit wir genügend Arbeitsplätze und die Leute etwas zu tun haben. Ich bin stolz darauf, bei der Erfüllung dieser Aufgabe mitgeholfen zu haben.

aufbau: Der Staat Israel ist also in seinem inneren Wesen gesund?

Stef Wertheimer: Der Staat ist genauso gesund wie seine Einwohner. Es ist für uns jedoch schwierig, in einer Gegend, die sehr viel Öl hat, in Sicherheit leben zu können.

Dieser Umstand, der nichts mit uns Juden zu tun hat, hat die ganze Gegend, eigentlich die ganze Welt verändert. Das Öl ist ebenso eine Problematik wie der Antisemitismus, doch so, wie wir mit dem einen Phänomen fertig geworden sind, werden wir auch mit dem anderen Phänomen fertig werden und das Land auf

seine eigenen Beine stellen, und zwar zusammen mit den Arabern und Palästinensern.

aufbau: Sie glauben immer noch an den Frieden?

Stef Wertheimer: Ich bin sicher, dass der Frieden Wirklichkeit werden wird. Das wird dann der Fall sein, wenn jeder etwas zu verlieren hat. Solange die Leute nichts zu verlieren haben, machen sie keinen Frieden, sondern bleiben in die Sicherheit verliebt. Nehmen sie als Beispiel die Balkan-Story. Bis vor zehn Jahren wurde gekämpft wie verrückt. Dann schlug Europa auf den Tisch und forderte die Kriegsparteien auf, weniger Radau zu machen, und mit einem Male gab es Frieden auf dem Balkan. Genau dasselbe wird hier geschehen. Diese Gegend wird zusehends industrialisiert und ein Teil Europas werden. Ich spreche von zwei Landkarten. Den Nahen Osten, so wie wir ihn gekannt haben, gibt es gar nicht mehr. Die Länder, die zu

viel Öl haben, haben Bauchschmerzen. Die Staaten ohne Öl, vor allem die Mittelmeerländer wie Israel, die Türkei und die Palästinenser, müssen Industrie haben, um ein Teil von Europa oder zumindest mit dem Alten Kontinent assoziiert zu werden.

aufbau: Dank Iscar konnten Sie Berufsbildungsschulen und Industrieparks in- und ausserhalb Israels errichten. Werden diese Institutionen auch unter dem neuen Besitzer erhalten bleiben?

Stef Wertheimer: Ja. Die Leute, die diese Schulen durchlaufen, sind die besten, die man haben kann, also wird niemand auf die Idee kommen, die Schulen zu schliessen. Die Idee der Industrieparks mit den Palästinensern liegt zurzeit brach. Solange Radau herrscht, kann man nichts machen, aber der Industriepark in der Türkei läuft gut. Dann wollen wir im arabischen Teil von Nazareth einen weiteren Park errichten.

aufbau: Wäre Iscar auch in einem anderen Teil der Welt so erfolgreich gewesen, oder sind Iscar und Israel zwei voneinander abhängige Erscheinungen?

Stef Wertheimer: Das ist eine schwierige Frage, die ich wohl kaum beantworten kann. Da ich in Deutschland zur Welt gekommen bin, war die Industrie wichtig für mich. Dass ich schlecht in der Schule war, ist in diesem Fall auch wichtig. Dass ich in die Palmach ging, der Vorläuferin der israelischen Armee, und dort bei der Waffenproduktion mein technisches Know-how benutzen konnte, war auch wichtig. Dass ich anfangs der fünfziger Jahre keine Arbeit fand und die Firma Rafael verlassen musste, hat mir auch geholfen, selbstständig zu bleiben. Dass De Gaulle 1967 ein Waffenembargo über Israel verhängt hat, hat mich veranlasst, eine Fabrik für Turbinenschaukeln zu errichten, und dass in Naharija kein Platz war für einen grossen Betrieb, hat mir geholfen, das Unternehmen im damals leeren Galiläa aufzubauen. Man kann mich mit einem Konglomerat von problematischen Situationen vergleichen, die ins Positive gewandelt werden konnten.

aufbau: Sie leben seit bald 70 Jahre in Israel. Betrachten Sie sich heute als Israeli deutscher Abstammung oder als ein in Israel lebender deutscher Jude?

Stef Wertheimer: Das Erste, ganz klar. Ich habe keine Heimatgefühle mehr für Deutschland; ich fühle mich gut hier.

aufbau: Sie bereuen also nicht, dass Ihre Eltern im damaligen Palästina Zuflucht gesucht haben und nicht etwa in Südamerika oder sonst wo?

Stef Wertheimer: Nein, ich bin ihnen dankbar dafür, dass ich die Gelegenheit hatte, diese Sache zu erleben. Es ist eine Herausforderung, nicht nur zu überleben, sondern dazu beizutragen, ein solches Werk mit aufzubauen.

[aus: aufbau Februar 2007]

GCJZ DÜSSELDORF:

SCHRITTE

einander kennenlernen einander verstehen zusammenarbeiten füreinander eintreten

Seit 1955 lud der Erzieherausschuss regelmäßig zu Studienreisen nach Israel ein. Ein- bis zweimal im Jahr führen Gruppen von Lehrern, Mitgliedern und anderen Interessierten nach Israel. Für junge Handwerker und Andere gab es Austauschprogramme.

TEXT_ANDREA SONNEN

Die Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit in Düsseldorf mit zurzeit ca. 600 Mitgliedern wurde im Mai 1951 als erste Gesellschaft in Nordrhein-Westfalen gegründet. Ihre Entwicklung war von Anfang an durch die Notwendigkeiten und Fragen der Zeit geprägt.

So wurde Anfang der 50er Jahre der Erzieherausschuss der Düsseldorfer Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit gegründet. Von ihm wurden Tagungen und Fortbildungsseminare für Lehrer und Schüler organisiert, die sich mit der jüngsten Vergangenheit, mit jüdischer Geschichte und mit dem Fortleben antisemitischer Vorurteile beschäftigten. Eine Arbeitsgruppe untersuchte über Monate hinweg Geschichtsbücher auf ihre weitere Verwendbarkeit im Unterricht, um den Autoren Hinweise für eine entsprechende Überarbeitung zu geben.

Seit 1955 lud der Erzieherausschuss regelmäßig zu Studienreisen nach Israel ein. Ein- bis zweimal im Jahr führen Gruppen von Lehrern, Mitgliedern und anderen Interessierten nach Israel. Für junge Handwerker und Andere gab es Austauschprogramme.

In diese Zeit fällt die Einweihung der neuen Düsseldorfer Synagoge in der Zietenstrasse im September 1958, die in diesem Jahr auf ihr fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken kann. Das gute Verhältnis zur jüdischen Gemeinde war und bleibt Grundkonstante unserer Arbeit.

Die 60er und 70er Jahre waren in Düsseldorf geprägt durch die großen, langwierigen NS-Prozesse, so den Treblinka-Prozess (1964/65) und den Majdanek-Prozess (1975 – 1981). Bei allen Prozessen ging es um Mord und Massenmord an jüdischen Menschen aus ganz Europa. Zeugen waren nötig. Diese Zeugen hatten die Lagerzeit überlebt und kamen nun, alt und gebrechlich und gebeugt von grausamen Erinnerungen, aus fernen Ländern. Sie waren bereit, sich noch einmal dem ganzen Grauen der Folterungen und Schikanen zu stellen. Es ging ihnen nicht um Rache, nicht um hohe Strafen. Es ging ihnen um die Aufklärung der Verbrechen. Es ging ihnen um ein Stück Gerechtigkeit. Viele waren voller Angst. Einige erlebten erneut Anfeindungen und Bosheit. Sie alle brauchten Unterstützung, Hilfe und Zuspruch, physisch und psychisch. Mitglieder der Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit in Düsseldorf versuchten nach bestem Vermögen, ihnen diese Hilfen zu geben. Über viele Jahre hin erfüllte eine Gruppe der Gesellschaft diese schwierige Aufgabe.

Seit Anfang der 90er Jahre entwickelt sich mit der Betreuung jüdischer Emigranten aus der

ehemaligen Sowjetunion ein neuer Schwerpunkt unserer Arbeit. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion machten sich viele Juden auf den Weg in eine neue Heimat. Unsere Gesellschaft versucht z.B. durch regelmäßige Sprach- und Konversationskurse, diesen neuen Mitgliedern der jüdischen Gemeinde in Düsseldorf auf vielfältige Art und Weise dabei zu helfen, „Heimat zu finden in der Fremde“. Persönliche Patenschaften unserer Mitglieder erleichtern den Neu-Düsseldorfern das Einleben.

Ein weiterer Schwerpunkt unserer Arbeit in den vergangenen fünfzehn Jahren ist die Erarbeitung pädagogischer Angebote und die Veröffentlichung wichtiger Publikationen zur Düsseldorfer jüdischen Geschichte. Unsere aktuelle Veröffentlichung beschäftigt sich unter dem Titel „Mauern niederreißen – Vorurteile überwinden“ mit dem Thema Judentum und Antisemitismus. Denn Aufklärung über Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus ist angesichts eines längst nicht mehr nur im rechten Spektrum, sondern bis in die Mitte unserer Gesellschaft hineinreichenden und ebenfalls von islamischen Seiten auftretenden Antisemitismus nötiger denn je.

Die diesjährige bundesweite Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit am 2. März 2008 in der Landeshauptstadt Düsseldorf wird uns neue Impulse und weiteren Ansporn geben, in unserem Engagement für geschwisterlichen Umgang von Christen und Juden und für normales und unbefangenes, vorurteilsfreies Zusammenleben von Juden und Nichtjuden nicht nachzulassen.

Dabei können wir uns auf unsere langjährigen Kooperationspartner wie die Jüdische Gemeinde, die beiden großen christlichen Kirchen, die städtischen Kulturinstitute und viele andere Organisationen unserer Stadt verlassen. In diesem Zusammenhang sind besonders die Jüdischen Kulturtage und der Israeltag zu erwähnen, die von unserer Gesellschaft regelmäßig mitgetragen werden.

Der engere Vorstand besteht aus dem jüdischen Vorsitzenden Herbert Rubinstein, dem katholischen Vorsitzenden Michael Dybowski und der evangelischen Vorsitzenden Jutta Müller-Trapet.

Unsere umfangreiche Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum 2001 kann in der Geschäftsstelle angefordert werden.



Andrea Sonnen M.A.
Historikerin, seit 1992 Geschäftsführerin
der Gesellschaft CJZ Düsseldorf, katholisch,
verheiratet, zwei Kinder.



Arbeitsschwerpunkte

Woche der Brüderlichkeit

Seit 1952 veranstalten die Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit im März eines jeden Jahres die Woche der Brüderlichkeit. In allen Teilen des Landes werden aus diesem Anlass Veranstaltungen durchgeführt, um auf die Zielsetzung der Gesellschaften und auf ihr jeweiliges Jahresthema hinzuweisen. Die zentrale Eröffnungsfeier wird vom Fernsehen live übertragen.

Buber-Rosenzweig-Medaille

Seit 1968 verleiht der Deutsche Koordinierungsrat während der Eröffnungsfeier zur Woche der Brüderlichkeit die Buber-Rosenzweig-Medaille. Ausgezeichnet werden Personen, Institutionen oder Initiativen, die sich insbesondere um die Verständigung zwischen Christen und Juden verdient gemacht haben. Die Medaille wird in Erinnerung an die jüdischen Philosophen Martin Buber und Franz Rosenzweig verliehen.

Tagungen, Publikationen, Begegnungen

Mehrfach im Jahr finden Tagungen zu zentralen Fragen statt, die sich mit der Zielsetzung und Arbeit der Gesellschaften befassen. Themenhefte, Arbeitshilfen, Rundschreiben, Tätigkeitsberichte und sonstige Publikationen dienen der Information und Kommunikation. Dem solidarischen Handeln und der persönlichen Begegnung zwischen Juden und Christen in der Bundesrepublik, in Israel oder anderswo kommt besondere Bedeutung zu.

Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Das Forum junger Erwachsener vertritt als Arbeitsgemeinschaft die Interessen der 18- bis 35-jährigen Mitglieder der Gesellschaften, gibt Anregungen für die Arbeit mit jungen Erwachsenen und führt eigene Veranstaltungen durch.

Die Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit sind in der Bundesrepublik Deutschland nach der Befreiung vom nationalsozialistischen Unrechtsstaat entstanden.

Sie wissen von der historischen Schuld und stellen sich der bleibenden Verantwortung angesichts der in Deutschland und Europa von Deutschen und in deutschem Namen betriebenen Vernichtung jüdischen Lebens.

Begründet in der biblischen Tradition folgen sie der Überzeugung, dass im politischen und religiösen Leben eine Orientierung nötig ist, die Ernst macht mit der Verwirklichung der Rechte aller Menschen auf Leben und Freiheit ohne Unterschied des Glaubens, der Herkunft oder des Geschlechts.

Die Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit setzen sich ein für

- Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden bei gegenseitiger Achtung aller Unterschiede,
- Erinnerung an die Ursprünge und Zusammenhänge von Judentum und Christentum,
- Selbstbesinnung in den christlichen Kirchen hinsichtlich der in ihnen theologisch begründeten und geschichtlich verbreiteten Judenverachtung und Judenfeindschaft,
- Bewahrung der noch erhaltenen, vielfältigen Zeugnisse jüdischer Geschichte,

- Entfaltung freien, ungehinderten jüdischen Lebens in Deutschland,
- Achtung der Eigenständigkeit ethnischer Minderheiten,
- Solidarität mit dem Staat Israel als jüdische Heimstätte.

Sie wenden sich deshalb entschieden gegen

- alle Formen der Judenfeindschaft, religiösen Antijudaismus, rassistischen und politischen Antisemitismus sowie Antizionismus,
- Rechtsextremismus und seine Menschenverachtung,
- Diskriminierung von Einzelnen und Gruppen aus religiösen, weltanschaulichen, politischen, sozialen und ethnischen Gründen,
- Intoleranz und Fanatismus.

Die Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit sind offen für alle, die für diese Ziele eintreten. Zur Verwirklichung ihrer Ziele beteiligen sie sich an der allgemeinen Erziehungs-, Bildungs- und Jugendarbeit. Sie sind bereit zur Zusammenarbeit mit Gruppen und Parteien, privaten und öffentlichen Einrichtungen, die sich ähnlichen Aufgaben verpflichtet haben.

Die Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit haben sich im Deutschen Koordinierungsrat zusammengeschlossen, um ihren Aufgaben und Zielen gemeinsam besser gerecht zu werden.

(Präambel, 1994)

Impressum

HERAUSGEBER:
Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit DEUTSCHER KOORDINIERUNGSRAT E.V.
Postfach 14 45, D-61214 Bad Nauheim
Telefon: 06032 / 91 11 - 0, Fax: 91 11 - 25
www.deutscher-koordinierungsrat.de
info@deutscher-koordinierungsrat.de

REDAKTION:
Dr. h.c. Hans Maaß, Dr. Christoph Münz, Dr. Eva Schulz-Jander, Rudolf W. Sirsch M.A. (verantw.)
FOTOS: Leo-Baeck-Erziehungszentrum, Haifa
PRODUKTION: Schwanke & Raasch Grafik-Design, Hannover
GESTALTUNG: Rudolf Schwanke

ISBN 3-923840-19-0

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

- | | | |
|--------------------|-------------------|--------------------------|
| Aachen | Hannover | Oberschwaben |
| Augsburg | Heidelberg | Offenbach |
| Bad Kreuznach | Herford | Old. Münsterland |
| Bayreuth | Hersfeld/Rotenb. | Oldenburg |
| Berlin | Hochtaunus | Osnabrück |
| Bielefeld | Karlsruhe | Ostfriesland |
| Bonn | Kassel | Paderborn |
| Bremen | Koblenz | Pfalz |
| Celle | Köln | Potsdam |
| Darmstadt | Konstanz | Recklinghausen |
| Dillenburg | Krefeld | Regensburg |
| Dortmund | Limburg | Rhein-Neckar |
| Dresden | Lippe | Saarland |
| Duisb.-Mül.-Oberh. | Lübeck | Schleswig-Holstein |
| Düsseldorf | Lüneburg | Seligenstadt |
| Essen | Main-Taunus-Kreis | Siegerland |
| Franken (Nürnb.) | Mainz | Stuttgart |
| Frankfurt | Marburg | Trier |
| Freiburg | Minden | Würzburg u. Unterfranken |
| Fulda | Moers | Weiden i.d.O.Pf. |
| Gelsenkirchen | Mönchengladbach | Wesel |
| Gießen-Wetzlar | München | Westmünsterland |
| Görlitz | Münster | Wetterau |
| Göttingen | Neuss | Wiesbaden |
| Hagen u. Umgeb | Niederbayern | Wuppertal |
| Hamburg | Niedersachsen-Ost | Zwickau |
| Hameln | Oberbergische | |

Assoziierte Gesellschaften
Jüdisch-christliche AG Leipzig
AG Kirche u. Judentum Thüringen



Träger der Buber-Rosenzweig-Medaille

- | | | | |
|------|---|------|---|
| 1968 | Professor Dr. Friedrich Heer, Wien
Professor Dr. Friedrich-Wilhelm Marquardt, Berlin | 1989 | Sir Yehudi Menuhin, London |
| 1969 | Professor Dr. Ernst Simon, Jerusalem | 1990 | Charlotte Petersen, Dillenburg |
| 1970 | Dr. Dr. Eva Reichmann, London
Rabbiner Professor Dr. R. R. Geis, Düsseldorf | 1991 | Leo-Baeck-Erziehungszentrum, Haifa |
| 1971 | Bischof D. Kurt Scharf, Berlin | 1992 | Dr. Hildegard Hamm-Brücher, München
Dr. Annemarie Renger, Bonn |
| 1972 | Msgr. Dr. A. C. Ramselaar, Utrecht | 1993 | Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste, Berlin |
| 1973 | Professor Dr. Helmut Gollwitzer, Berlin | 1994 | Professor Dr. Jakob Petuchowski, Cincinnati
Professor Dr. Clemens Thoma, Luzern |
| 1974 | Dr. H. G. Adler, London | 1995 | Dr. Richard von Weizsäcker, Berlin |
| 1975 | Archbishop G. Appleton, Jerusalem/Wantage
Abt Laurentius Klein, Jerusalem | 1996 | Professor Dr. Franklin Hamlin Littell, Philadelphia
Professor Dr. Joseph Walk, Jerusalem |
| 1976 | Dr. Ernst-Ludwig Ehrlich, Basel | 1997 | Hans Koschnick, Bremen |
| 1977 | Friedrich Dürrenmatt, Neuchâtel | 1998 | Lea Rabin, Tel Aviv |
| 1978 | Dr. Grete Schaeder, Göttingen
Professor Dr. Albrecht D. Goes, Stuttgart | 1999 | Erzbischof Henryk Muszynski, Gnesen |
| 1979 | Manès Sperber, Paris
Dr. James Parkes, Southampton | 2000 | Dr. h.c. Johannes Rau, Berlin |
| 1980 | Professor Dr. Eugen Kogon, Königstein
Dr. Gertrud Luckner, Freiburg | 2001 | Schule Ohne Rassismus |
| 1981 | Isaac Bashevis Singer, New York | 2002 | Dr. h.c. Edna Brocke, Essen
Professor Dr. Rolf Rendtorff, Karben
Professor Dr. Johann Baptist Metz, Münster |
| 1982 | Schalom Ben-Chorin, Jerusalem | 2003 | Dr. h.c. Joschka Fischer, Berlin |
| 1983 | Helene Jacobs, Berlin | 2004 | Daniel Barenboim, Berlin |
| 1984 | Siegfried Theodor Arndt, Leipzig
Helmut Eschwege, Dresden | 2005 | Professor Dr. Peter von der Osten-Sacken, Berlin
Institut Kirche und Judentum, Berlin |
| 1985 | Professor Dr. Franz Mußner, Passau | 2006 | Leon de Winter, Amsterdam
Gesicht Zeigen! Aktion weltoffenes Deutschland e.V., Berlin |
| 1986 | Professor Dr. Heinz Kremers, Duisburg | 2007 | Esther Schapira, Frankfurt am Main
Dr. Georg M. Hafner, Frankfurt am Main |
| 1987 | Siedlung Neve Schalom, Israel | 2008 | Stef Wertheimer, Tefen/Tel Aviv |
| 1988 | Arbeitskreis Studium in Israel | | |